



Berlin, den 4. November 1899.

## Zwei Depeschen.

**I**m dritten Januar 1896 sandte der Deutsche Kaiser Wilhelm der Zweite an Herrn Paul Krüger, den Präsidenten der Südafrikanischen Republik, ein Telegramm, dessen Inhalt lautete:

„Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.“

Damals war in das Transvaalgebiet eine britische Minderheit eingebrochen, der die Buren sich leicht erwehren konnten. Das Telegramm weckte in Deutschland lauten Jubel. Auch in der „Zukunft“ wurde es, als erfreuliches Symptom eines in der höchsten Region eingetretenen Stimmungswechsels, froh begrüßt; die Blüthezeit der Anglomanie, die an die schlimmen Tage Friedrich Wilhelms des Vierten erinnert hatte, schien für immer verreiselt. Schon damals aber wurde hier gesagt: „Eine solche Kundgebung legt die Reichspolitik fest und verpflichtet das ganze Volk, in jedem Falle die Folgen auf sich zu nehmen. Hätte diese Kundgebung nicht die selbe gute Wirkung gehabt, wenn das Telegramm vom Kanzler abgeschickt worden wäre, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisiren, dann träßen die Vorwürfe und Schwähungen der Briten nur den Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Gestalt des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentiren hat, jetzt von den unanständigsten Vermuthungen umspinnen wird.“

Die unanständigsten Vermuthungen nicht nur, — nein: die frechsten Schimpfreden wagten sich in England damals an die Gestalt des Deutschen Kaisers. Der Enkel der würdigen Dame, die von d' Israelis Gnaden den Titel der Kaiserin von Indien trägt, wurde in Meetings und Rauchtheatern gröblich verhöhnt und

sein Bild wurde aus den Offizierkasinos beseitigt. John Bull verstand mit seinem bewundernswerthen politischen Instinkt die Bedeutung des Kaisertelegrammes, in dem klipp und klar gesagt war: Deutschland betrachtet sich als eine der Südafrikanischen Republik befreundete Macht und wäre bereit, die Unabhängigkeit des Transvaals gegen Angriffe von außen zu wahren. Das war eine mindestens moralische Verpflichtung. Als eine solche empfanden es auch die schlauen Buren: sie glaubten, auf des Deutschen Reiches Hilfe rechnen zu dürfen, und ihr Stolz erstarke so sehr, daß sie schließlich vor einem blutigen Entscheidungskampf mit England nicht mehr zurückschraken.

Der Krieg, zu dem es nach menschlichem Ermessen ohne den Eingriff des Deutschen Kaisers nie gekommen wäre, ist entbrannt. Im Vergleich mit den Mitteln, die in England zur Inszenirung dieses Minenkrieges angewandt wurden, erscheint die That Jamesons wie eine fleckenlose Heldenleistung. Das Deutsche Reich, so wird amtlich verkündet, hält sich neutral. Das heißt: es sieht gelassen zu, wie die Briten im afrikanischen Süden die letzten Reste der Widerstandsfähigkeit ausrodern, und hindert durch diese Haltung auch alle übrigen Großmächte an einer wirksamen Aktion gegen England. In Berlin wird mit den Herren Rhodes und Beit, den Uhebern des Raubzuges, bei dem Jameson sein Leben einsetzte, freundschaftliche Zwiesprache gepflogen. Der Deutsche Kaiser rühet sich zu einer Reise nach England, die in diesem Augenblick nur als eine Absage an die Buren und als eine Unterstützung der britischen Politik aufgefaßt werden kann, und er hat an einem der letzten Oktobertage dem Obersten eines englischen Dragonerregimentes, das sich zum Kampf gegen Krügers Leute einschiffte, ein Telegramm geschickt, dessen Inhalt lautete:

„Entbieten Sie dem Regiment meinen Abschiedsgruß! Mögen Sie Alle gesund und froh heimkehren!“

Das Byzantinerbemühen, dieses Telegramm der politischen Bedeutung zu entkleiden, verdient kaum ein verächtliches Lächeln. Wenn die Royal Dragoons gesund und froh heimkehren sollen, dann müssen sie vorher die Buren und deren deutsches Corps geschlagen haben. Das Telegramm des Kaisers ist ein unzweideutiges Zeichen offener Parteinahme für England, ist ein Glückwunsch, der gewiß nicht weniger aufrichtig gemeint ist als der früher an Herrn Krüger gerichtete. Der Kaiser ist Herr seiner Entschlüsse und kann, so oft es ihm beliebt, seine Ansichten ändern. Sind wir im Deutschen Reich aber wirklich schon so weit gekommen, daß der Kanzler, der, er mag wollen oder nicht, für politische Kundgebungen des Monarchen die Verantwortung trägt, nach solchen Vorgängen noch wagen darf, mit angeblich im Interesse des deutschen Ansehens nöthigen Forberungen vor den Reichstag zu treten?

## Ein Brief an Treitschke.\*)

Leipzig, am zwölften Dezember 1864.

Lieber Freund!

Wenn uns Jemand recht große Freude gemacht hat, pflegt es wohl zu geschehen, daß wir den Dank in Festtagsstimmung lange in uns herumtragen, ehe er als Bergstrom herausbricht. Diesen Brief bitte ich Sie als lange zurückgestaute Strömung zu betrachten. Leichtsininig wollte ich nicht denken, sondern mich erst in Frieden Ihres Buches freuen; diese Freude wurde mir noch dadurch in die Länge gezogen, daß mir Hirzel, der Wollende dem Wollenden, Ihr Buch wieder wegnahm, weil ihm wegen heftiger Forderungen die Exemplare so knapp geworden waren, daß er auf einige Tage entblößt war. Jetzt habe ich wieder einmal den vollen Eindruck Ihres Wesens gehabt, das aus Stil, Behandlung, Gedanken gerade aus Ihren Arbeiten so stark herausbricht, daß man sich fast noch mehr über den Autor freut als über das Gute, welches man von ihm lernt. Das aber ist, was ein Buch tüchtig und wirksam macht.

Die Kritik, welche ich, alter Journalist, an dem Buch für zweckmäßig halte, sollen Sie in den Grünen lesen; ich verschone Sie hier damit.\*\*) Daß der Auffag über den Einheitsstaat Rumoren machen wird, davon bin ich auch überzeugt. Es war aber eine gute That, ihn zu schreiben und diesen Halben, und den noch zahlreicheren Staatlosen Troß in die Zähne zu schleudern. Ob sich unsere Zukunft in Wahrheit so gestalten wird? Ich würde nicht zweifelhaft sein, wenn ich Preußen in der Lage sähe, eine Absorptionskraft zu entwickeln, die mit starker Zerkegung unter dem kleinen Volk aufsteigt. Aber unser Unglück ist, daß dieser ostdeutsche Kolonistenstaat noch immer sehr stark in den alten Agrikulturtraditionen steckt. Und ich fürchte, auch eine neue, verständige Regierung wird nur langsam die innern Hemmnisse beseitigen. Für das größte halte ich, daß Preußen auf seinem Boden nicht die Kräfte erzeugt, welche ihm die geistige Führerschaft in Deutschland sichern. Es muß immer importiren. Und Sie z. B. werden ein halbes Menschenalter in Berlin lehren müssen, ehe Sie uns wieder ein Geschlecht erzogen haben, das einen kräftigen Idealismus hat. Die jetzige Jugend dort ist übel gezogen; es fehlt das Feuer in Liebe und Haß. Wenn man nicht Alter Freig ist, kann man nicht große Politik mit kleinen Leuten machen. Der nächste König wird laviren müssen, er findet keine starken Parteien, viel zähen Unsinn, viel Verbitterung. Da

\*) Aus dem — am dreizehnten November bei S. Hirzel in Leipzig erschienenen — Buch „Gustav Freytag und Heinrich von Treitschke im Briefwechsel“.

\*\*) Gemeint sind die „Grenzboten“, wo Freytag die Auffäge Treitschkes anzeigte.

schien mir die hollsteinische Frage als ein guter Anfang, um zu zeigen, wie man die deutschen Dynastien und Staaten an sich fesseln könne. Den Herrschern Kooptation in die preussische Familie, wie mit den süddeutschen Hohenzollern der Anfang gemacht. Den Völkern gemeinsames Heerwesen, Marine, nationale Vertretung beim Auslande.

Für die allmähliche Preussifizierung Deutschlands auf diesem Wege giebt es ein kleines, geräuschloses Mittel, welches aber unwiderstehlich wirken wird. Es ist ein Gesetz über die Staatsangehörigkeit, dessen leitende Grundsätze wären: 1. der Charakter eines Preußen ist indelibilis. Auch wer sich im Ausland ansiedelt, bleibt mit schlafenden Pflichten und Rechten Preuße, eben so seine Kinder und Nachkommen, wenn sie sich am Ort ihres Ursprunges eintragen lassen. Diesem Gesetz verbankt die Schweiz den Patriotismus und die Hingabe ihrer Auswärtigen. 2. Jeder Deutsche, unbescholten, ernährungsfähig, wird durch einfache Anmeldung und Einzeichnung Preuße mit schlafenden Pflichten und zum Theil Rechten, er mag wohnen, wo er will, er hat jederzeit das Recht, sich als Preußen zu geriren, Schutz Preußens und die Patronage seiner Interessen, welche den im Lande wohnenden Angehörigen wird. Ein Gesetz auf solchen Grundzügen würde in zehn Jahren überall eine starke, thätige preussische Partei schaffen, es würde die Regierungen zu Tode quälen und in einer Weise isoliren, die ihre Existenz in Wahrheit von Preußen abhängig macht.

Dann wäre Zeit, zusammenzuziehen. Ob dann Bundesstaat, ob noch schärfer angezogenes Band, Das würde von der Zeitlage abhängen. In jedem Falle wäre dann der Bundesstaat nur ein sanfter Uebergang. Ich hoffe, daß auf diesem Wege sich die Einheit vollziehen wird, aber ich meine, wir kommen über das Stadium eines Bundesstaates nicht hinweg. Daß Sie die Ungeheuerlichkeiten dieses prekären Zustandes in Ihrer schönen Abhandlung so scharf gezeichnet haben, soll Ihnen von den Deutschen nie vergessen werden.

Sie haben mir die Ehre erwiesen, meinen Namen auf das Buch zu setzen. Ich bin recht stolz darauf. Auch auf Ihre Freundschaft, lieber Treitschke. Und ich hoffe, das stille Bündniß, das wir ohne viele Worte geschlossen, soll dauern. Denn gerade mit dem Theil unseres Lebens wachsen wir als treue Arbeiter zusammen, den wir selbst für den besten halten müssen. Als ich hierherkam und am runden Tische saß, war mir die Erinnerung an Sie recht wehmüthig. Es ist der erste Winter, den ich seit Ihrer Abreise hier zubringe, es war der letzte Ihres Aufenthaltes hier, in dem ich Sie so lieb gewann, daß mir das Recht wurde, Sie schmerzlich zu entbehren. Gern möchte ich Ihnen zurufen: Auf Wiedersehen oft und überall, aber endlich in Berlin. Daß Sie dorthin gehören, ist mir nie zweifelhaft gewesen und ich hoffe, man wird jetzt da, wo es darauf ankommt, die selbe Ueberzeugung hegen. Ob ich aber in Berlin am Platz sein werde, ist mir sehr zweifelhaft.

Es wird Ihnen lieb sein, zu hören, daß der Kronprinz sich in Schleswig sehr brav gehalten. Seinem Drängen beim König verdanken wir allein den Sturm von Düppel und den Entschluß, darüber hinaus zu gehen. Die militärische Unbrauchbarkeit des Prinzen Friedrich Karl ist dem Generalstab und dem König unzweifelhaft geworden, Sie können sich die . . . . . Verschrobenheit nicht arg genug denken. Alles, was Sie etwa vom Gegentheil gehört, ist Komödiantenwirthschaft und Lüge. Den wären wir für die Zukunft wohl so ziemlich los. In Preußen sieht's jezt schlecht aus. Der König, der bis jezt an dem Augustenburger hielt, fängt an, wankend zu werden, und die schwankende und rabulistische Politik kleiner Mittel ist in Berlin wie in Kiel zu beklagen. Könnten die Preußen das Land mit Willen der Bewohner, ohne andere Opfer an Ehre und Land, behaupten, so wäre Das ja eine so schöne Lösung, daß wir über solchem Glück Vieles vergessen dürften; leider steht es gar nicht so.

Da ich in politischen Klatsch gekommen, will ich doch noch das Urtheil über Napoleon zuschreiben, das König Leopold aus Bichy gebracht: Er wird unschädlich, er führt keinen großen Krieg mehr, er hat bei Solferino erfahren, daß er kein General ist und daß seine Nerven eine Campagne nicht aushalten; er hat jezt große Sorge um Weib und Kind und fürchtet mehr als Alles einen glücklichen General, der an der Spitze einer siegreichen Armee in Paris einzieht; er wird nichts mehr am Rhein unternehmen, er wird jedem europäischen Krieg geschickt aus dem Wege gehen, ihn, wo er kann, verhindern, er wird nur kleine militärische Plaisirs arrangiren, weit entlegen, zur Befriedigung der Armee. Mir scheint Das nicht übel geurtheilt, obgleich König Leopold selbst bewiesen hat, daß man einem alten Kater nicht trauen darf.

Die „Grenzboten“ machen mir Kummer. Wissen Sie einen Redakteur? 500 Thaler für die redaktionelle Arbeit, für jeden Artikel unser Honorar; es ist für einen thätigen Mann eine Stelle von 1200 Thalern, so daß sie ihm noch Muße zu größerer Arbeit läßt. Meine Bemühungen, statt des ausgerissenen Busch\*) einen festeren Ersatz zu finden, waren vergeblich; und die Zeit drängt. Jordan hat mit ritterlicher Hingabe das Geschäft bis jezt geführt.

Sie schreiben mir wegen Ihres Artikels. Ich habe Jordan sogleich davon in Kenntniß gesetzt, als ich nach Leipzig kam. Er hatte übernommen, Ihnen gleich zu schreiben, was selbstverständlich ist. Ich füge nur noch hinzu,

\*) Busch war Ende Januar 1864 von Freitag selbst auf vier Wochen nach Göttingen gesandt worden, um durch Schilderungen von dortiger in den „Grenzboten“ für die Sache der Herzogthümer zu wirken. Er trat jedoch in Kiel aus eigenem Entschluß in die Dienste des Erbprinzen von Augustenburg und verließ seinen Redakteurposten.

daß ich mich von Herzen freue, wenn Sie wieder mit unserem wackeren Hahn in Verbindung sind. So ist es recht und in der Ordnung.

Ueber Etwas, die Empfindungen Ihres lieben Vaters, vermag ich Ihnen nur zu sagen, daß ich mit dem Gedanken an ihn jede Zeile ihrer Kraftstellen gelesen habe. Wüßte ich doch ein Mittel oder eine Gelegenheit, wie man dem ritterlichen Mann irgend ein Liebes erweisen könnte, daß ihm Wohlthäte und ihm den Gedanken nahe legte, daß auch er Ursache hat, auf den Freiburger stolz zu sein. Was etwa aus unserem Lager versucht werden könnte, Das würde ihn doch leicht mehr verletzen als erfreuen. Wissen sie Etwas, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir's schrieben.

Keinen Roman Ihnen zu senden, habe ich in meiner Einsamkeit Hinzeln überlassen müssen. Der dritte Theil ist nicht ganz so harmlos, als er gern sein möchte. Unsere Fürsten werden sich doch nicht etwa getroffen fühlen? Die Mehrzahl ist ganz anders, die kriegen die Caesarentrankheit nicht so, daß sie zum Ausbruch käme, es ist zu wenig vorhanden, was verwüßtet werden könnte. Die Schwierigkeit der Arbeit lag wohl darin, daß die Grundlage der Erzählung nur ein kleiner Novellenstoff war.

Was Sie jezt beschäftigen wird, deutsche Geschichte in ihrer uesten Zeit, Das erfordert in Wahrheit von einem Feuergeist, wie der Ihre, große Resignation. Dennoch müßten Sie einmal durch diese Wirthschaft hindurch. Denn die Grundlage Ihrer späteren Lehretthätigkeit wird doch immer, nicht gerade die Darstellung, aber die Kenntniß dieser Vergangenheit sein. Und sie würde Ihnen den Vorzug einer Spezialität geben, da Gervinus außer Frage steht und von den übrigen Historikern Niemand darin zu Hause ist. Ich weiß nicht, wie Sie die Geschichte fassen wollen. Aber wäre nicht eine interessante und höchst populäre Aufgabe, bei jedem einzelnen Bande die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Entwicklung, geistig, industriell, ein Dischen ethnographisch herauszuheben? Dann kämen sonnige Partien hinein. Doch Das ist nur mein Einfall. Ich würde sehr gern aus Ihrem Munde hören, wie Sie den Stoff sich zurechtlegen. Hoffe, daß mir dazu bald Gelegenheit wird. Ich will in den laufenden Wochen, vielleicht, wenn das Wetter milder wird, nach dem Fest, einen Ausflug nach Frankfurt und Karlsruhe machen und ich möchte Sie gern in Freiburg besuchen. Ist so weit, so frage ich an.

Meine Frau, der ich Ihr Buch jezt noch einmal vorlese, wünscht, an gelegentlich Ihrer freundlichen Erinnerung empfohlen zu sein. Sie aber, mein Freund, bitte ich, lieb zu behalten

Ihren treuen

Freitag.



## Die Wiedergeburt der türkischen Literatur.

Wenn man von der modernen Entwicklung der orientalischen Völker spricht, heißt es von den Türken immer: „Die Osmanen sind vorzügliche Soldaten!“ Damit soll Alles gesagt sein. In der That sind sie Das; aber in dieser Einseitigkeit des Urtheils liegt doch eine starke Ungerechtigkeit. Die heutige osmanische Generation hat auch noch unter anderen Gesichtspunkten Anspruch auf die Aufmerksamkeit Europas.

Der Orient rückt uns mit jedem Tage näher und seine allgemeine Entwicklung geht so rasch vorwärts, daß nicht nur die politischen und ökonomischen Vorgänge, sondern auch die literarischen Angelegenheiten, die Kämpfe der geistigen Welt, verdienen, besser ins Auge gefaßt zu werden.

Es ist ein Gemeinplatz, die türkische Literatur sei nur ein schwacher Abglanz arabischer und persischer Vorbilder und die militärisch tüchtigen Türken gleichen in ihrem Mangel an poetischer Originalität den tapferen, aber dichterisch wenig begabten Römern. Für die sogenannten klassischen Werke der türkischen Literatur mag Das zutreffen: die verschrienen Dichter aus der Schule Batis stolpern in den Fußstapfen eines Hafiz und Saadi einher. Und für die geistige Entwicklung der Osmanen wurde diese Nachahmung um so gefährlicher, als sie die Sprache zu einem widerwärtigen, ohne gelehrte Studien unverständlichen Wischmasch von arabischen und persischen Bestandtheilen umbildete. Das Alles hat sich in der Gegenwart aber verändert. In Sprache und Literatur zeigt sich ein eifriger Neuerungstrieb; und der Kampf, in dem der Klassizismus besiegt und entthront wurde, ist mit einer Begeisterung geführt worden, die an den Ansturm der französischen Romantiker der dreißiger Jahren erinnert. Wie so oft in der literarischen Entwicklung, war auch hier der erste Führer der Bewegung kein eigentlicher Dichter. Der Kritiker ist häufiger der Geburthelfer des Neuen als der Poet. Schinassi (1826 bis 1872) war ein talentvoller Journalist, ein feiner Beurtheiler und ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, — Dichter war er nicht. Er hatte den Muth, mit einer hundertjährigen Tradition zu brechen, und das Glück, eine Reihe begabter und begeisterter Anhänger um sich zu sammeln. Die Götzenbilder der persischen Altmeister wurden zertrümmert. Förderung des echt Osmanischen in Sprach- und Denkweise unter Aufnahme occidentalischer Kulturelemente war das Endziel der neuen Schule.

Man hatte gegen die Vorurtheile des Publikums und den Argwohn der Regierung zu kämpfen. Die neuen Schriftsteller waren mißliebig, zumal sie die Grenzschiede zwischen literarischer und politischer Publizistik nur zu oft überschritten. Die beiden Talentvollsten, Kemal Bey und Ahmed Midhat, wurden von Abd ul Aziz verbannt; die Furcht vor einem ähnlichen Schicksal

verschloß den Uebrigen den Mund. Erst als Abd ul Hamid den Thron bestieg, änderte sich die Sachlage. Ahmed Midhat kam zurück, trat mit dem Herrscher in Verbindung und schloß mit ihm Frieden. Dadurch wurde die bedeutsame Aufgabe der Wiederbelebung der osmanischen Literatur gegen den destruktiven Einfluß jungtürkischer Antriebe gesichert.

Ohne die literarische Charakteristik aller an dieser Arbeit beteiligten Schriftsteller zu erschöpfen, will ich die Phänoanomien der Bedeutendsten unter ihnen mit wenigen Strichen zeichnen.

Erklärter Liebling aller gebildeten Osmanen, bewundertes Vorbild aller jüngeren Dichter ist der schon erwähnte Kemal Bey (1837 bis 1888), der den melancholischen Reiz orientalischer Volkspoesie mit dem kühnen Gedankenflug und den gewagten Metaphern eines Viktor Hugo verband. Die Sorgen einer schwer erprobten Jugend klingen in seinen kleinen, formal vollendeten Gedichten nach. Er ist der begeisterte Verkünder der neuen Ära einer geistigen Befreiung der Nation, aber in diese Verherrlichung der Zukunft klingt die leise Klage des Dichters, dem selbst nicht vergönnt war, diese Zukunft zu erleben.

Kraftiger, nicht ganz so reizvoll, aber auf dem festen Boden der Wirklichkeit fußend, ist Ahmed Midhat (geb. 1841), der jetzige Führer der literarischen Bewegung, von seinen Freunden geliebt, vom Sultan hoch geschätzt, im ganzen Volke verehrt, auch in Europa schon leidlich bekannt. Er schreibt Romane; nie ist aber aus seiner fleißigen Feder ein so bewegter Roman geflossen wie derjenige seines Lebens. In seiner Sturm- und Drangperiode huldigte er den Ideen der Jungtürken; im Exil leitete ihn die Beobachtung europäischer Verhältnisse zu der Einsicht, daß auch die politische Emanzipation der Türkei nur durch die Hebung der Volksbildung und die Beibehaltung der jetzigen Staatsform möglich sei. Daher trat er nach seiner Rückkehr, vom Sultan Abd ul Hamid begnadigt, in den Staatsdienst ein, gründete die Zeitungen „Ittihad“ (Union) und „Terdsjüman-i-Hakikat“ (Dolmetscher der Wahrheit) und ist heute der Freund des Sultans und der Lehrer seines Volkes. Er hat sich einmal im Scherz gerühmt, er könne in einem Tage mehr schreiben als ein Anderer lesen. Die Arbeitskraft dieses geistig und körperlich erstaunlichen Mannes ist jedenfalls außerordentlich. Er sagte sich: Meine lieben Landsleute kennen bis jetzt wenig oder nichts von der europäischen Civilisation; nun gut, so müssen wir ihnen eben alles Das mittheilen. Er hat auf diese Weise in jedem Fach der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung ganz von vorn anfangen, auf vollständig jungfräulichem Boden bauen müssen. Die verschiedensten Fragen hat er als Journalist, volkstümlicher Schriftsteller und Romanschreiber behandelt, oft überraschend geistreich, meistens mit Geschmack und immer gewissenhaft. Dabei verlor er nie sein Hauptziel aus dem Auge, die europäische Geistesnahrung der islamitischen Denkweise anzupassen und alles mit



dem echt mohammedanischen Gefühl Unvereinbare auszuschneiden. Wenn man heute von einer türkischen Bildung sprechen darf, so ist Das in erster Reihe seiner Herkulesarbeit zu danken. Um ihm sammelt sich auch die ganze Schaar der Jüngerer, Lyriker und Prosaiker, Journalisten und Gelehrten. Für die Anhänglichkeit, die sie mit ihm verbindet, hat man vor einigen Jahren einen merkwürdigen Beweis erlebt, der mehr an die Römerzeit als an das neunzehnte Jahrhundert gemahnt. Der junge Lyriker Beschir Fuad beging im Jahre 1889 Selbstmord. Er öffnete sich die große Pulsader der linken Hand und schrieb mit dem hervorstürzenden Blut an den geliebten Lehrer einen Brief, in dem er die Stadien der Agonie und seine Gefühle im Angesicht des Todes zu schildern versuchte.

Auch Schriftstellerinnen haben sich in der Türkei einen Namen gemacht. Die bekannteste ist Fatme Ali Hanum, Verfasserin des Buches „Niswan-ul-Islam“, das auch französisch (Les femmes de l'Islam) erschienen ist. Wer den Orient immer noch nach den Märchen aus Tausendundeine Nacht beurtheilt, wird mit Staunen hören, daß die Türkei sogar eine Zeitschrift besitzt, die ausschließlich von und für Frauen geschrieben wird.

Es ist ein fruchtbares geistiges Leben, das sich regt. Wie Luther einst für Deutschland eine Schriftsprache schuf und dadurch der Vater der neueren deutschen Literatur wurde, so haben auch Ahmed Midhat und seine Mitkämpfer in der neu geschaffenen gemeinverständlichen Sprache den festen Grund zur allgemeinen Bildung und zu einer künftigen literarischen Blüthe gelegt. Die Entwicklung des Schulwesens\*) macht erfreuliche Fortschritte und die in der neutürkischen Sprache geschriebene Literatur steht mit Allem, was sich im alltäglichen Leben rührt, in innigster Verbindung. Sie vereint — oder sucht wenigstens zu vereinen — Osmanenthum, Islam und modern europäische Bildung. Ein Nachtheil ist, daß sie in den aus Europa entlehnten Kultur-elementen sich bisher nur auf Frankreich gestützt hat. Während in der Armee und unter den Handel treibenden Leute gar nicht selten sind, die eine gründliche Kenntniß der deutschen und englischen Sprache besitzen, ist unter den Literaten die französische Bildung alleinherrschend. Nur französische Werke werden übersetzt und nachgeahmt; und selbst in den türkischen Romanen ist, wenn der Schauplay der Handlung nach Europa verlegt wird, nicht nur die Namensgebung, sondern auch die Geßinnung und die Ausdrucksweise der auftretenden Personen meistens französisch. Das ist um so auffälliger, als der

\*) Vor dreißig Jahren konnten nur fünf Prozent der Bevölkerung des osmanischen Reiches lesen und schreiben. Jetzt beträgt die Anzahl der Les- und Schreibkundigen nach dem Ergebnis der bei Einberufung der Rekruten stattfindenden Untersuchungen fünfundsiebenzig bis dreißig Prozent.

Charakter des Osmanli mit dem französischen wenig Aehnlichkeit hat. Das geküchelt Spielende ist dem Türken vollständig fremd.

Deutschland hat wirtschaftlich schon große Theile der Türkei erobert und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch eine geistige Eroberung ausführbar wäre. Die Autorität des französischen Namens im Orient stützt sich vor Allem auf das alte Prestige der französischen Kultur. Eine deutsche oder englische Organisation nach dem Muster der *Alliance française*, die von Paris aus für die Verbreitung französischer Sprache u. s. w. durch Vorträge, Prämimirung von Schülern und Anderes thätig ist, würde vielleicht bald der geistigen Suprematie Frankreichs ein Ende bereiten. Deutschland ist im Stande, auf die Türkei nicht nur in der Industrie und im Militärwesen, sondern auch im Bereich der Literatur und der allgemeinen Volksbildung kräftig einzuwirken. Jedenfalls würde es in der jetzigen, aufstrebenden osmanischen Generation intelligente und beharrliche Schüler finden. Die Uneigennützigkeit der Männer, die den Türken eine höhere geistige Stufe zu gewinnen suchen, geht aus den Verhältnissen selbst hervor. Man kennt den Begriff des Schriftstellerhonorars nicht. Das lesende Publikum ist immer noch klein und nicht gewöhnt, viel für ein Buch zu bezahlen. Der Verfasser arbeitet umsonst — selbst der Journalist — oder zahlt obendrein die Druckkosten aus eigener Tasche. Nur sehr populäre Dichter, wie Sezai Bey oder Ahmed Midhat, können darauf rechnen, ihre Werke kostenfrei herauszugeben.

Dr. Johannes Destrup,

Dozent an der Universität Kopenhagen.



## Der neue Luther.

**M**an kennt das unheimliche Beharrungsvermögen aller Kirchengemeinschaften; ihr oberstes Gesetz ist das Gesetz der Trägheit. Welches ist heute die älteste aller menschlichen Organisationen? Die römische Kirche. Und ist sie nicht heute noch fast vollständig die selbe wie vor tausend und mehr Jahren? Drei Jahrhunderte lang hat sie sich einst entwickelt, dann war sie fertig und wurde starr. Und um in ihrer Starrheit nicht beschädigt und überholt zu werden, hat sie Jahrhunderte lang die ganze Welt starr gemacht. Als aber trotz Allem der gefnebelte

Geist der Menschheit sich im Humanismus zu freierem Leben erhob und die Kirche sich durchaus ihm hätte anpassen müssen, — da konnte sie es nicht. Dafür warf die überwältigte ein Junges: die Kirche der Reformation. Geburtshelfer war der Doktor Luther. Leider gleicht das Kindlein sehr der Mutter, nur daß es schwächer ist, senil von Anfang an. Zu seiner Entwicklung brauchte es so viele Jahrzehnte wie die Mutter Jahrhunderte; dann war es auch fertig und wurde starr. Aber um auch die Welt starr zu machen, fehlte es an Kraft. Im Sturmschritt holte der Menscheng Geist das Jahrhunderte lang Veräumte nach, so daß schon längst auch für die Kirche der Reformation der unabweisliche Zwang besteht, sich anzupassen. Kann sie es nicht? Wird sie auch ein Junges werfen? Thatsache ist, daß man schon laut und öffentlich, selbst in Synoden, nach dem Geburtshelfer ruft, einem zweiten Luther. Wie Viele ersehnen ihn mit Stöhnen und Schmerz! Und wie mancher kühne Geist mag im Stillen sich fragen: Bin ichs?

Zu diesen Hochfliegern gehörte auch der Pfarrer Schmärl von Schmarrendorf, ein Pfarrherr, gewaltig am Leib wie am Geist. Nur fragte er nicht, sondern wußte es heimlich stolz: Ich bins! Ein Ränzlein hatte er bereits sich angemäht, — wie der alte Doktor Luther. Auch dessen berühmte Grobheit fehlte ihm nicht; daß er kräftig donnern konnte, hatten sein Haus und seine Kirchengemeinde sehr oft erfahren. Weib, Kind und sämtliche Bauern seines Dorfes hatten allen Respekt. Aber die übrige Welt wußte noch nichts von ihm.

Wie hatte es ihm, dessen Geist schon in der Studienzeit von der eigenen Größe heimlich herausköpft war, nur also gehen können, daß er nun in diesem abgelegenen Dörfchen verderben mußte, das ihm so gar keinen Raum zu großen Thaten bot? Ach... einst, in dem einen zukunftschwangeren Moment des Examins, war er nicht auf der Höhe seines Geistes gewesen. Am Abend vorher hatte er sich allzu sehr gestärkt; deshalb versagte in der hochnothpeinlichen Stunde sein dumpfer Schädel den Dienst. So war seine Examensnote nur mäßig und die Möglichkeit, zu den höheren Sesseln der Hierarchie aufzusteigen, unwiderbringlich dahin. In diesem Mißgeschick erkannte er des Teufels Finger: des Teufels, der leider sehr listig ist und nicht immer vorher brüllt, so er wen zu verschlingen gedenkt, sondern rasch, ohne Kriegserklärung, durch einen schnellen Handstreich gerade seine stärksten Feinde bei Zeiten zu Fall zu bringen weiß. Damals glaubte Schmärl noch an den Teufel, da er, um hochzukommen, ein reiches dogmatisches Repertoire für gut hielt. Von seinem Fall an aber warf er alljährlich einen oder einige Artikel über Bord und war schließlich ordentlich liberal; natürlich aber darum oben mißliebig. Grollend nahm er, als seine Zeit gekommen war, das kleine Dörflein, das für einen Mann seines Examins gut genug sein mußte. Hier aber, in der Stille, bildete sich sein Lutbertalent; den Charakter hatte er ja schon. War denn nicht auch Martin Luther erst nur ein simpler, unbekannter Mönch gewesen? Nur warten! So sammelte sich unter manchen kleinen Reibereien mit seinen Vorgesetzten eine Fülle von gewaltigem Explosionsstoff in ihm an und nahm trotz alljährlicher Erzeugung eines Spreßlings an Gefährlichkeit zu. Als er nun gar die Wahrnehmung machte, daß seine wiederholten Beförderungsgesuche völlig unberücksichtigt blieben, da stieg der Manometer seiner Seele auf Hundert.

Es war ein warmer Spätsommer-Sonntag. Aus der Thür der Sakristei

trat der stattliche Pfarrer Schmär in Talar und Barett; er hatte den Nachmittagsgottesdienst beendet, die Gemeinde sang drinnen noch den letzten Vers. Wohligh umhüllte ihn die trockene, warme Luft nach dem Kellermoderduft der Kirche, aber die Augen schmerzten fast unter dem plötzlichen Anprall des vollen Sonnenlichtes, das vom staubblauen Himmel zurückgeworfen wurde. Die Späzen lärmten und zankten sich um die ersten, halbreifen Trauben am Kirchenpalier und im Kirchturmstübchen, an dem der Pfarrer vorbeisritt, schrien die Läutebuben in gräßlichen, abgehackten Tönen den nur gedämpft hörbaren Gemeindegesang mit; es klang empörend roh in den Nachmittagsfrieden des einstigen Friedhofes, jetzigen Pfarrgartens, hinaus. Schmär war in keiner rosigten Stimmung; die ledigen Burschen in der Christenlehre waren störrischer gewesen als je; unmöglich fast, eine Antwort aus ihnen herauszubringen. Dazu heute dieses Thema! „Zweites Hauptstück, dritter Artikel: Frage 7: Wie ist Christus im Mutterleib empfangen worden? Antwort: Uebernatürlicher Weise durch den Heiligen Geist.“ Mit Ingrimm — aber er konnte nichts machen — hatte er einige Burschen ungläubig grinsen sehen. Früher hatte er solche Dinge im Katechismus einfach schweigend übergangen, aber Das ging nicht mehr, seit ein konsistorialer Ukas sämtliche offiziellen liturgischen Elaborate, frei nach Pio Rono, für infallibel erklärt und streng verboten hatte, auch nur ein Jota dran zu ändern oder zu unterschlagen. Schmär wußte, daß Mancher, der seine schwere Hand hatte fühlen müssen, ihm aufpaßte, um ihn bei guter Gelegenheit anzuzeigen; deshalb konnte er nicht wagen, wider den konsistorialen Stachel zu lösen. Ja, es war Zeit, endlich den alten Sauerteig auszufegen, der den geistlichen Stand nur lächerlich machte!

Als Schmär aus dem Kirchturmhof herauskam, sah er gerade noch seinen Jakoble um die Hausdecke verschwinden. Er rief den Buben zornig, aber zu spät; so mußte die Exekution verschoben werden. Den Schmärkindern war es fern von den gestrengen väterlichen Augen immer viel wohler; heute aber hatte der Kleine noch einen besonderen Anlaß, vor ihnen zu fliehen; er hatte die Christenlehre geschwänzt. Und Das konnte harte Streiche kosten; denn da der Pfarrer so große Mühe hatte, den Kirchenbesuch der Gemeinde auf einer anständigen Höhe zu halten, so mußte aufs Strengste darauf gesehen werden, daß das Pfarrhaus selbst ein glänzendes Beispiel gab.

„Auch wieder eine Frucht dieser kirchlichen Alterthümerei!“ grüßte Schmär. „Die kleinen Buben elends schon vor dem Zeug; sie ziehen eine Tracht Prügel vor. Ja, freilich, muß es anders werden!“

Drinnen im Haus erwartete ihn seine Frau, ein kleines, vergrämtes und verschüchtertes Wesen. An ihr war heute die Reihe gewesen, von der Kirche wegzubleiben und die kleinsten Kinder zu hüten. Sie eilte sofort ins Stubzimmer herbei, um ihrem Herrn die Bäffchen abzuknäpfen und den Talar auszuziehen; dann setzte sich Schmär, streckte ein Bein nach dem anderen aus und ließ die Stiefel mit bequemen Hausschuhen vertauschen. Das Alles geschah ohne ein Wort. Eine lange, bereits gestopfte Tabakspfeife und einige Flaschen Bier nebst Krüglein waren schon zur Hand. So konnte Schmär, auf dem Sofa liegend, den Genuß der wohlverdienten Sonntagnachmittagsruhe beginnen.

Die Frau war entlassen, tiefe Stille herrschte und langsam umnebelte sich das Zimmer und der Kopf des Hausherrn; das Zimmer mit dem Pfeifen-

rauch, der Kopf mit dem Weibrauch, den er selbst sich streute, — weniger mit Bierdüften, denn er konnte tiefig viel vertragen. Und die Inspiration kam; klar und klarer hob sich aus dem Nebel der Weg, den seine Reformatorenpflicht ihm vorgezeichnete.

Witten in diesem Brüten unterbrach ihn ein Besuch: Buchhändler Freitsch aus dem nahen Amtsstädtchen. Freitsch hatte mit Schmär zusammen einst Theologie studirt, hatte aber dem geistlichen Beruf wegen unüberwindlichen Kanzelschwindels entsagen müssen, nachdem er trotz guten sonstigen Kenntnissen durchgefallen war, weil er die Examenpredigt nicht hatte zu Ende führen können. Er war ein zartes, geschmiegeltes und sichtlich sehr schüchternes Herrchen, das aber nicht ohne einigen Erfolg bemüht war, durch forcirte Redereien seiner Schüchternheit Herr zu werden. Als Schmär ihn erblickte, sprang er auf. „Dich sendet mir Gott! Jetzt weiß ich! Du wirst mir meine fünfundneunzig Thesen verlegen.“

„Fünfundneunzig Thesen?“

Statt aller Antwort läutete Schmär gewaltig mit der Tischglocke. Unglaublich schnell erschien die Frau an der Thür.

„Vier Flaschen ins Gartenhäuschen!“ befahl er. Dann faßte er den Arm des Buchhändlers und zog ihn hinaus.

„Schnell, schnell! Es eilt! Die Rücklein wollen ausschlüpfen; sie picken und zappeln schon. Fünfundneunzig müssen sein!“

. . . Einige Stunden schon arbeiteten die Zwei im einzimmerigen Gartenhäuschen, das an die Kirchhofsmauer angebaut war und das der Pfarrer in der guten Jahreszeit gern als Arbeitsraum benutzte. Der Abend dämmerte nieder, ein Gewitter war aufgezogen und machte es noch dunkler; im Häuschen brannte die Lampe. Vor der Thür aber, auf den Treppentufen, stand ein Weib und horchte. Sie achtete des Sturmes nicht, der ihr Haar und Röcke verwehte, nicht des Blihes, der hin und wider das angstvolle, weiße Gesicht beleuchtete, nicht der schweren Regentropfen, die schon dicht und dichter herabschlugen. Nicht Bliß und Sturm und Regen, wohl aber, was sie da hören mußte, erregte ihr Grausen. Bei jedem neuen, frechen Kraftwort, das die beiden Männer sandten und mit Gelächter und Bläserklingen begrüßten, erbebt die Arme. Sie war ja niemals die geistige Genossin ihres Mannes gewesen, aber sie kannte doch genug von seinem Wesen, um zu verstehen, daß er jetzt Empörung plante, Empörung wider die geistliche Obrigkeit, wider die Brotherren, in deren Macht es stand, die ganze Familie in Noth und Elend zu jagen. O, sie werdens thun! Es wäre nicht das erste Mal.

Sie hatte genug gehört. Sie war trostlos, als sie endlich sich vor dem zunehmenden Regen ins Pfarrhaus zurückziehen mußte. Fröhlicher Kinderlärm tönte aus dem Wohnzimmer. O diese Unverwundlichen! Am Lautesten war der Jakoble, der in kindlichem Optimismus schon überzeugt war, daß der Vater sein Schwänzen nicht bemerkt oder mindestens wieder vergessen habe.

Der Kinderlärm that der geängsteten Frau weh; um allein zu sein, ging sie ins Schlafzimmer. Die kleine dreijährige Frieda war noch wach und fragte: „Mama, warum weinst? Hat er Dir Etwas gethan?“ Die Mutter zwang ihre Stimme zur Ruhe und sagte: „Nein, schlaf nur, Liebling!“ und sang ihr Etwas vor. Aber es ging schwer, mit solchem Kummer zu singen. Bald schlief die

Kleine. Nun warf sich die Frau auf die Knie. „Er darf nicht! Vieber Gott, er darf nicht! O zeige mir, was ich thun soll!“ Und mitten im Weinen fiels ihr plötzlich ein, was sie thun sollte. Ja, Das mußte helfen. Ihr Herz streunte über von Dankbarkeit gegen Gott, der sie so schnell erhört hatte. Froh ging sie ins Wohnzimmer und umarmte stürmisch den fünfjährigen Hans; die anderen Kinder wurden eifersüchtig und wollten auch geliebt sein. Da nahm sie alle vier in die Arme; so viel Raum war an ihrem Mutterherzen.

Am anderen Tag, als das Haus noch schlief, ging sie heimlich weg, nach der Stadt. Der Magd hatte sie schon gestern irgend einen Vorwand hinterlassen. Unterwegs, in der frischen, nüchternen Morgenluft, wurde allerdings bei näherem Nachdenken ihre anfängliche Zuversicht erschüttert. Sie wollte den vorgelegten Superintendenten ins Vertrauen ziehen, damit er den Scandal rechtzeitig unterbrücke. Aber wie sollte Das geschehen, ohne daß ihr Mann erfähre, daß sein Weib die Verrätherin sei? Nie durfte er Das erfahren, lieber sollte das andere Unheil seinen Lauf nehmen. Und ferner: was konnte der Superintendent machen? Wätliches Zureden half nichts bei ihrem Mann, machte ihn nur eigensinniger: Das wußte sie. Bald hatten Kummer und Sorge ihre Seele so ganz wieder eingehüllt wie der wehende Morgennebel ihre kümmerliche Gestalt.

Der Superintendent Stoll war eben aufgestanden und in sein Studirzimmer getreten, in früher Morgenstunde schon sauber und tadellos gekleidet, daß er sofort den König selbst hätte empfangen können. Es lag etwas Knabenhaftes, aber Musterknabenhaftes über seinem Gesicht und ganzen Wesen. Als Musterknabe hatte er sich auch von je her betragen. Als Kind schon war er immer am Viebsien bei Müttern und Schulbüchern geseßen, statt mit den wilden Buben umherzuströmen. Als Gymnasiast und Student war er stets würdig und gelehrt gewesen, ohne je den geringsten Exzeß zu begehen. Und immer fleißig, fleißig, hatte er unablässig den klugen Kopf mit nützlichen, für Amt und Fortkommen dienlichen Kenntnissen, unter strengem Ausschluß alles Dessen, was für diesen einzigen Zweck werthlos schien, bis zum Bersten angefüllt. Darum war auch bei dem Vierzigjährigen das blonde Haar schon angegraut und Stirn und Augen waren mit sorgenvollen Falten umzogen, die einen wunderlichen Gegensatz zu dem übrigen bartlosen, kindlich rosigem und wohlgenährten Angesicht bildeten. Ein Knabe, der, weil er nie ganz Knabe gewesen war, zeitlebens ein Knabe blieb.

Zufriedenen Sinnes ließ er seine junge Superintendentenwürde auf den Sessel vor dem Schreibtisch nieder. Vor ihm, auf dem hohen Büchertrett, nahm eine starke Bibel den Ehrenplatz ein, rechts und links, wie eine Penne von ihren Röhlein, umdrängt von den schwächtigeren Bänden des Konsistorialamtsblattes, das er fast auswendig wußte. „Gottes Wort“, pflegte er zu sagen, „ist des Christen Lebensbrot; das des Pfarrers aber ist das Wort Gottes und des Konsistoriums.“ Er weidete sein Auge an den gänzlich schmucklosen Pappbänden, sein Herz schwoll vom Glück und Frieden eines guten Gewissens und einer guten Pfreunde, und obwohl er natürlich bereits dem himmlischen, sogar noch über dem Konsistorium stehenden Vorgesetzten seine tägliche Aufwartung gemacht hatte, drängte es ihn nochmals zu einigen Worten des Dankes. „Du bist, o Herr, der mich geleitet hat von Kindesbeinen an, Du hast mich in so ungewöhnlich jungen Jahren zu dieser Würde erhoben. Wie mir auch heute die Kraft, für

meinen schweren, verantwortungsvollen Beruf als Oberhirte so vieler Seelen. Und wenn es Dein heiliger Wille ist, mich einst noch weiter zur Würde eines Generalsuperintendenten zu erheben, — in Demuth halte ich still, in Deiner Kraft will ichs wagen.“

Es klopfte; mit Verwunderung sah er Frau Pfarrer Schmärr eintreten. Er grüßte sie väterlich.

„Aber früh müssen Sie aufgestanden sein! Wie weit ist's doch?“

Sie brach gleich in Thränen aus.

„Ja, es hat mich herausgetrieben, es hat mich nicht schlafen lassen.“

Er führte sie mild zum Sofa, setzte sich neben sie und nahm ihre Hand.

„So! Schütten Sie Ihr Herz nur aus und seien Sie meiner väterlichen Theilnahme und meiner Hilfe, so viel in meinen Kräften steht, versichert.“

Ungefähr war der geistliche Vater eben so alt wie die Tochter, aber dem Aussehen nach schien sie wohl zehn Jahre älter als er. Er fühlte sich so recht in seinem Element, denn väterlich walten und dafür Gehorsam und Verehrung finden: Das war die einzige Leidenschaft seines Lebens.

Als sie vor Weinen immer noch nicht sprach, suchte er nachzuhelfen.

„Die Kinderchen sind doch alle wohl?“

Sie nickte nur, mit einem kurzen Blick aus den thränenvollen Augen, der bedeutete: Dank der Nachfrage.

„Und der Herr Gemahl wohl auch?“

Sie nickte wieder, aber das Schluchzen verdoppelte sich.

Aha! dachte Stoll; und laut: „Er behandelt Sie nicht gut?“

„Ach wenn es nur Das wäre,“ sagte sie, „daran bin ich längst gewöhnt!“

Der Superintendent erschrak. Noch schlimmer? Das konnte nur Eins sein!

„Entsetzlich, entsetzlich! Ein Pfarrer! Aber ich begreife gar nicht . . .“

Er hätte ihr gern etwas Schmeichelhaftes über ihre Schönheit gesagt — er machte gar gern Komplimente, durch die man auf so bequeme Weise beliebt wird, und Beliebtheit ist Macht —, aber als er sie ansah, unterdrückte er das Wort und fuhr fort: „Ich begreife gar nicht . . . Es ist doch niemand Gebildetes in Ihrem Dorf . . . Es wird doch nicht . . . das Dienstmädchen sein?!“ Die runden Augen hingen mit fragendem Entsetzen an ihrem Mund.

Die Frau hörte plötzlich auf, zu weinen. Sie hatte begriffen.

„Ach nein, Herr Superintendent, es ist nicht Das.“

Die Verwunderung über diesen Gedanken des geistlichen Herrn und ein Wenig verletzter Stolz, dazu die tröstliche Erkenntniß, daß es doch noch Jammer auf dieser Welt gebe, der ihr erspart bleibe: das Alles hatte sie mit einem Schlag aus ihrer Verzweiflung gerissen. Der Superintendent dagegen war ärgerlich, daß er sich so vergaloppiert hatte, und unterdrückte nur mit Mühe ein ungnädiges: „Aber so rede Sie doch endlich!“

„Nein,“ sagte die Frau, „aber um Amt und Brot will er sich und die Familie bringen.“

„Ja, wieso denn?“

„Er hat Etwas geschrieben . . . gegen das Konsistorium . . . so arg, daß es uns sicher das Amt kosten wird!“

Dieser zweite Schreck war nun doch noch größer als der erste. Alles Blut wich aus dem rothigen Gesicht.

„Was? Das wäre ja noch . . . Und in meiner Didze!“

Er war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Er kannte Herrn Schmär zur Genüge, um das Schlimmste zu befürchten; er spürte förmlich dieses Temperament und diesen Stil.

„Mein Gott, mein Gott! Zimmer neue Erschütterungen! Soll denn gar nicht Ruhe werden? Und die Kirche bedarf ihrer doch so sehr. . . Ist es denn schon gedruckt? Und wo?“ Er setzte sich wieder.

„Noch nicht“, antwortete die Frau, „oder doch! Wahrscheinlich heute schon. Mein Mann hat es Herrn Freitsch in Verlag gegeben und der Druck soll sehr beileid werden. Es sind fünfundneunzig Sätze, die schon am einunddreißigsten Oktober . . .“

„Aha, der neue Luther!“

„. . . am einunddreißigsten Oktober gleichzeitig und heimlich in allen größeren Städten des Landes an Kirchenthüren und Plakatsäulen angeschlagen werden sollen.“

„Heimlich? O Das wird ein kurzes Vergnügen sein!“

„Ja, aber sie meinen, das nöthige Aufsehen werde wenigstens erregt und die Sätze werden dann um so eifriger gekauft werden.“

Der Superintendent fragte sich gequält hinterm Ohr. „Ei, ei, ei! Ist ja kindisch! Aber ein widerwärtiger Skandal! Doch vielleicht ist die Sache gar nicht so schlimm, wie Sie meinen. Da hat ja neulich im Badiſchen auch so ein Pfarrer . . .“ Er machte eine verächtliche Handbewegung. „Aber Schmär! . . . Wenn ich nur wüßte . . . Können Sie denn nicht Genaueres . . .“

„Ich hätte es ja gern abgeschrieben, das Konzept, in der Nacht; ich konnte doch nicht schlafen; aber ich habe mich zu sehr gesüchtet; es wäre zu gefährlich gewesen. Wenn er es gemerkt hätte! Ich weiß nur noch, daß es sehr arg ist. Das Konsistorium sei wie die Phariseer und Hohenpriester zur Zeit Jesu und man dürfe eben so gut derts deutsch mit ihnen reden, wie Jesus es mit den Pharisäern und Luther mit dem Papst gemacht habe.“ Der Superintendent rüdte unruhig hin und her. „Ja; und die Ueberschriften der vier Abschnitte weiß ich noch, in die die Thesen eingetheilt sind. Erster Abschnitt: Grundzüge der christlichen Gemeinschaft im Sinne Jesu und der ersten Christen.“ Stoll nickte wohlwollend. „Zweiter Abschnitt: Uneingestandene Statuten der Aktiengesellschaft, genannt evangelische Landeskirche . . .“

Der Superintendent sprang so heftig auf, daß er fast das zierliche, ovale Sofaſtück umgeworfen hätte. Er war sehr blaß.

„Genug, genug! Das ist allerdings . . . Das ist ernst . . .“

Dann mischte dem Schreck sich Entrüstung bei. Wie er so im Zimmer auf und ab schritt, war all die ruhige Würde seines Wesens wie weggeblasen. Die Frau, die ihn mit ängstlichen Blicken verfolgte, hing wieder an, zu weinen.

„Einunddreißigster Oktober? . . . Noch ist's nicht zu spät. Das muß verhindert werden. Ich danke Ihnen herzlichst, liebe Frau Pfarrer, — trösten Sie sich; es wird schon gut werden! Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen. Das soll Ihnen nicht vergessen sein. Aber Sie haben Recht: wenn dieses Attentat zur Ausführung käme . . . Nun, nun, wir werdens mit Gottes Hilfe verhindern. Entschuldigen Sie, daß ich unsere Unterredung beendige, ich muß rasch handeln.



Und Kopf hoch! Glauben Sie mir, ich werde thun, was ich kann, mit allen Kräften; auch für Sie, denn Ihr Interesse ist hier eins mit dem unserer theuren Kirche, über die ich kraft meines Aemtes zu wachen habe."

"Und nicht wahr, Herr Superintendent, er wird nicht erfahren, daß ich . . . niemals?"

"Ich begreife Ihren Wunsch. Wenn nicht ganz gebieterische Gründe dagegen sprechen, was ich nicht glaube, so wird Ihr Mann durch mich nie Etwas von Ihrem Schritt erfahren. Ich werde es schon klüglich ordnen. Und nun: der Herr sei mit Ihnen und mit unserer bedrängten Kirche."

. . . In der That hatte der Superintendent bald die Sache klüglich geordnet. Er ging in Wolfs Druckerei, die Freitsch bei seinen Verlagsartikeln immer zu benutzen pflegte. Wolf war ängstlich und fürchterlich besot, er druckte und verlegte das Amtsblatt und süßte sich von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit nach allen Richtungen schlechthin abhängig. Dem nicht zum Beichten bringen? Das hätte schon mit dem Teufel zugehen müssen.

Wolf war zwar unerwartet zurückhaltend, aber Das half ihm nichts, denn mit der liebenswürdigen Dreistigkeit eines hohen Herren drang der Superintendent, unter dem Vorwand einer vom Interesse diktierten Besichtigung, in den Segersaal ein, bräugte unter leutsüßigen Worten eines ZedenManuskript und brochantete dabei Wolf, der richtig zu einem der Segler hinging, um das gefährliche Manuskript zu eskamotiren. Flugs war der Superintendent wieder an seiner Seite, immer pastoral leutsüßig perorirend, — und da hatte er den Vogel gefangen. Dem schmerzlich überraschten, väterlich strengen Blick, der da auf den lebenden Amtsblattverleger fiel, wird er sein Leben lang nicht vergessen. Die geistliche Verebarntheit war plötzlich verstummt. Unter vier Augen aber in Wolfs Kabinet sprudelte sie reichlich weiter und das Ergebnis war, daß nach einer halben Stunde der Superintendent triumphirend einen Abzug des Paquills mit nach Hause nahm, um es sofort mit einem Bericht ans Konsistorium einzusenden. Gleichzeitig bestellte er den Buchhändler Freitsch für den folgenden Tag um vier Uhr und den Pfarrer Schmärf auf halb fünf Uhr zu sich.

Am Sieg war jetzt nicht mehr zu zweifeln: dennoch war dem geistlichen Herrn vor der Unterredung mit seinem Untergebenen ein Klein Wenig bang. Das gestand er sich ein vor Gott. Er sprach darüber in seinem Gebet am Morgen des Entscheidungstages: „Denn Schmärf ist grob, o Herr, vor Dir darf ichs ja sagen; grob gegen Weib und Kind und grob selbst gegen mich, seinen Vorgesetzten. Wie Goliath wird er kommen, in der ganzen Größe seiner rohen, fleischlichen Wesenheit, gegen mich, der ich wie David nur stark bin in Deiner Kraft. O, mößige Du ihn, Herr, damit ich nicht in die peinliche Nothwendigkeit versetzt werde, die Schürfe der Amtsgewalt gegen seine Unbescheidenheit zu kehren, was mich mißlieblich machen und mir schaden könnte, nicht mir aber allein, sondern auch Dir und Deinem Reiche, das ich kräftig zu fördern gesicht bin.“

Den Buchhändler empfing der Superintendent mit leicht verschleieter, gekränkter Freundlichkeit.

"Ich danke Ihnen, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind. Ich wäre natürlich zu Ihnen gekommen, aber . . . ich habe noch Jemand herbestellt . . . Sie werden ja sehen." Pause; dann: „Es ist eine sehr schmerzliche Angelegen-

heit.“ Er sagte Das im Ton eines milden, mitleidigen, fast fragenden Vorwurfs. Da es für seine Denkweise als eins der größten Mißgeschicke erschien, einem Beamten, besonders einem von seiner Höhe, zu mißfallen, so äußerte er seine Ungnade, wenigstens die geringerer Sorte, bei der nur sein Amtsbewußtsein, nicht seine Person, beleidigt war, stets in mitleidigem Ton. Bei der anderen Sorte, der persönlichen Vereiztheit, wurde er boshaft wüthig, wozu er kein schlechtes Talent hatte. Eine noch bessere dritte Sorte gab es bei ihm nicht, denn bei stärkerer Verletzung reagierte er nicht mehr positiv, sondern negativ, nicht mit Ungnade, sondern mit Angst, — und duckte.

Fritsch konnte sich nicht denken, wo der Superintendent hinauswollte, und unterbrach, um seine Befangenheit aufzurappeln, die Kunstpause des Geistlichen mit einem etwas impertinenten „Nanu?“

„Ich war bisher der Meinung, Herr Fritsch, daß Sie freundliche Gesinnungen für unsere theure Kirche hegten.“

„Nun, seien Sie auch ferner dieser Meinung, Herr Superintendent; sie ist vollkommen richtig.“

„Mag ja sein — ich möchte Ihnen gewiß nicht zu nahe treten —, daß Sie es in Ihrer Art nicht schlecht meinen . . .“

„In meiner Art . . .! Ja, wie soll ich eine andere Art haben als eben meine? Soll ich vielleicht mit Ihrem Kopf denken?“

„Nein, ich denke selbst nicht mit meinem Kopf . . .“

Fritsch lachte: „Das ist zwar ein reizendes Geständniß, aber mir lasse ich meinen eigenen Kopf darum doch nicht nehmen.“

Einen ganz kleinen Schreck empfand Stoll immerhin über das hübsche Wort, das ihm entfahren war. Seine würdige Ruhe war etwas erschüttert, er vertheidigte sein Treffwort mit Vehemenz.

„Natürlich! Wir sind doch Glieder der evangelischen Kirche, nicht wahr? Glieder müssen immer dem Haupt sich unterordnen. Wo kämen wir hin, wenn jeder rücksichtslos seinem eigenen Kopf folgen wollte? Das wäre das Chaos! Glauben Sie mir: auch ich denke sozusagen; auch ich habe manche ernste Zweifel und Bedenken über Fragen des Glaubens und der Kirchenpolitik. Aber ich kann auch meine Zweifel still für mich behalten, kann sie schweigen heißen, wenn durch ihre Aeußerung die Wohlfahrt der Kirche bedroht wäre. Ich kann mich Dessen freuen und getrost, daß diese Wohlfahrt unserer theuren Kirche in den bewährten Händen unserer Oberkirchenbehörde ruht, deren höherer Weisheit wir getrost die Verantwortung überlassen dürfen.“

Fritsch zuckte die Achseln. „Ja, namentlich wenn wir Aussicht haben, selbst einmal dieser höheren Weisheit theilhaftig zu werden, später mal, wann unsere Jagd erst ausgefallen ist.“ Er erhob sich. „war es das, Herr Superintendent, was Sie mir mittheilen wollten?“

„Nein,“ sagte Stoll etwas pikirt, „entschuldigen Sie: Das war nur die Einleitung. Bitte, nehmen Sie noch einmal Platz. Also: kurz, da Ihre Zeit drängt. Ganz zufällig kam mir da gestern in Wolfs Druckerei ein Druckbogen unter die Augen . . . Nun ich sehe, Sie verstehen mich schon . . .“

Fritsch war zornig aufgefahren, aber er sagte sich sozuleich.

„Bitte, ich will Sie nicht unterbrechen“, sagte er vorsichtig.

„Zur Steuer der Wahrheit muß ich bemerken, daß Wolf ganz unschuldig war. Er konnte nicht wissen, wie aufmerksam mein Blick ist; ich sehe Alles, was in meinen Gesichtskreis tritt. Daß Sie der Auftraggeber waren, konnte ich mir denken; außerdem hat der gute Wolf sich natürlich verpappelt, wider Willen selbstverständlich! Na, wir kennen ihn ja Beide.“

„Als Kameel!“ murmelte Freitsch ärgerlich. „Aber ich darf wohl hoffen, Herr Superintendent, daß Sie es für ehrenhaft halten werden, ein Geheimniß, das Ihnen wider Willen der Beteiligten offenbar geworden ist, wenigstens so lange zu bewahren, wie diese es wünschen.“

„Bedaure sehr, Herr Freitsch! Ja, wenn es sich um irgend etwas Anderes handelte als gerade um das Wohl der Kirche, das ich durch Amtseid zu schützen verpflichtet bin. Ich habe sofort ans Konsistorium berichtet.“

Freitsch war sehr unangenehm überrascht und trommelte nervös mit den Fingern. „Und wozu haben Sie mich nun herbeschieden?“

„Vor Allem, um Ihnen offen mitzutheilen, was Sie nun wissen. Denn Offenheit, unbedingte Offenheit, ist stets mein Grundsatz. Und dann auch, frei herausgesagt: um Sie zur Zurücknahme des Pasquills zu bewegen.“

„Das ist doch jetzt nicht mehr möglich! Und Pasquill! Es ist . . .“

„Streiten wir nicht um den Namen. Aber Das müssen Sie doch zugeben: die Sache ist zu maßlos. Ich begreife wirklich nicht . . .“

Freitsch war schon schwankend geworden. „Das will ich Ihnen ja zugeben, daß ich auch Manches gemißbert wünschte. Ich war selbst erschrocken, als ich es gedruckt vor mir sah. Die Sache ist gar zu schnell und unüberlegt gemacht worden; erst vorgestern in Schmardtendorf . . .“

„Am heiligen Sonntag!“

„. . . in einigen Stunden. Und Schmär ist sehr trinkfest . . . Wie es da Unserem geht . . . Sie verstehen schon.“

„Ja, ich fange an, zu begreifen! Aber es freut mich, daß Sie selbst einsehen, daß das Werk so einfach unmöglich ist. Es streift ja an Beschimpfung . . .“

Es klopfte. Stoll legte den Finger an den Mund und flüsterte: „Es wird Schmär sein. Ich habe ihn vorgeladen. Treten Sie, bitte, für einige Minuten hier ein. Sie können an der Thür zuhören.“

Es klopfte stärker. „Herein!“

Da stand der Goliath Schmär vor dem Davidischen Stoll. Einen Augenblick schauten sie einander stumm in die Augen. Der Kleine konnte das Gefühl nicht loswerden, er habe einst, vor Zeiten, vielleicht in einem früheren Leben, schon einmal diesem Ungethüm gegenüber gestanden und den Kürzeren gezogen; heute aber trafen sie einander wieder unter wesentlich veränderten Umständen. Stolz im Gefühl seiner Amtsmacht genoh der David die Empfindung: ich bin dir über! Er bot dem Pfarrer nicht wie sonst die Hand, sondern wies schweigend auf den Stuhl, der von Freitsch noch warm war.

„Ich habe etwas sehr Ernstes mit Ihnen zu sprechen, Herr Pfarrer Schmär.“ Pause. „Sie haben eine etwas unglückliche Natur.“ Wieder dieser sanft mit-leidige, etwas fragende Vorwurfston.

Kräftig hob sich davon die rauh-tropfige Stimme Schmärs ab: „Nicht, daß ich bis jetzt wußte, Herr Superintendent.“

Stoll fuhr, ohne davon Notiz zu nehmen, fort: „Ich kannte Sie ja schon aus Ihren Personalakten . . .“

Schmür machte eine diskret spöttische Geberde, als wolle er sagen: die sind gerade das Wahre!

„. . . Sie können eben nicht klein sein, Herr Pfarrer, sich nicht fügen, kein Vertrauen fassen zu Höherstehenden . . . Ich habe es doch nicht an mannichfachen Verjuxen fehlen lassen, das Vertrauen eines so schwierigen Herrn mir zu erwerben. Leider, wie es scheint, vergeblich?“

Schmür war unhöflich genug, zu schweigen.

„Ja, ich bedaure Das um so mehr, als es bei der peinlichen Angelegenheit, um die es sich heute handelt, in Ihrem eigensten Interesse läge, wenn Sie das rückhaltloseste Vertrauen zu Ihrem Vorgesetzten haben und meinen väterlichen Rath beherzigen wollten.“

Schmür kochte innerlich vor Ungebuld, sagte aber nur kühl: „Und dieser Rath wäre?“

Das grausame Vergnügen, mit seiner Maus ein Wischen zu spielen, hatte sich der geschwollene kleine Vater nicht ganz versagen können, obgleich er sonst gar nicht grausam war. Schmür aber besaß nicht genug Freiheit des Geistes, um die feine Komik dieses Spieles zu genießen. War es doch der große Schmerz seines Lebens, daß er nicht selbst an dieser Quelle der Macht saß, nach der sein ganzes Wesen dürstete. Ohnmächtige Veringschätzung seines Vorgesetzten, Neid und Unruhe wegen des Kommenden kämpften in seinem Inneren.

Der Superintendent fuhr fort: „Ich habe gestern ganz zufällig in Wolfs Druckerei einen Druckbogen gesehen, der fünfundsneunzig Thesen mit Ihrer Unterschrift enthält. Sie erschrecken? Ihr Gewissen sagt Ihnen jetzt wohl selbst das Nöthige?“

„Wie können Sie mich so mißdeuten, Herr Superintendent! Da Sie doch selbst meinen Namen sahen, so wissen Sie, daß es durchaus nicht in meiner Absicht lag, mich zu verstecken; und wenn ich allerdings unangenehm überrascht bin . . .“

„So ist wohl der Gedanke an die Folgen, die Sie nicht genügend ins Auge gefaßt haben?“

„Ich habe Alles genügend ins Auge gefaßt . . .“

Der Superintendent ließ ihn nicht zu Wort kommen. Im Wortabschneiden war er groß, da er immer Ueberlegenheit fürchtete.

„Um so weniger, als Sie, wie ich höre, Ihre reformatorische Großthat in einiger Vierstimmung vollbracht haben.“

„Das hat Freitsch gesagt, . . . der Verräther!“

„Müßigen Sie sich, Herr Pfarrer!“

„Aber ich muß doch bitten, Herr Superintendent,“ rief Freitsch hervortretend, „daß Sie mich nicht in dieser Weise bloßstellen!“

Schmür: „Ah, da ist ja ein Forscher an der Wand!“

Dem Superintendenten wuchs die Sache ein Wenig über den Kopf. Er war sehr betreten.

„Ich bitte Sie, Herr Superintendent, mir zu bezeugen, daß ich keines-

wegs von der Bierstimmung meines Freundes Schmär gesprochen habe, sondern von meiner eigenen, die mich allerdings . . .“

„Dann lauf ein ander Mal weniger, Du Knirps, wenn Du nichts vertragen kannst, aber verleumde mich nicht!“

„Das habe ich nicht gethan! Herr Superintendent!“

„Das muß ich allerdings Herrn Tritsch bestätigen: er hat nicht von Ihnen gesprochen, sondern nur von sich und von der Thatsache des Biertrinkens. Aber lassen wir diesen . . .“

„Nein, ich bitte, lassen wir Das nicht; ich muß mich voll verteidigen dürfen, nachdem Das einmal erwähnt worden ist.“

Stoll machte ein verdrießliches Gesicht, ging an seinen Schreibtisch und schob Sachen hin und her.

„Ich bin kein Engel mit Flügelchen an den Schultern und sonst nichts. Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut . . .“

„Und was für Fleisch“, murmelte Stoll.

Schmär mit bösem Blick: „Wie? . . . Und ich halte es nicht im Mindesten für unrecht oder unpassend, auch bei ernstester geistiger Arbeit dem Körper die Kräfte zuzuführen, die der Geist nöthig hat. Diese Verachtung des Leibes ist auch eins von den Altertümern, mit denen wir endlich aufräumen müssen. Schon von dem alten Luther hätten wir Das lernen können.“

Stoll: „Vielleicht lernen wirs gründlicher vom neuen.“

Schmär antwortete nur mit einem niederschmetternden Blick.

„Den Bart tragen Sie ja auch plötzlich wie Luther!“

In der That hatte Schmär seinen früheren langen Prophetenbart in Folge seines Lutherraptus abrasirt. „Rasiren ist nicht vorchriftswidrig“, antwortete er. „Es geht Niemand an, ob ich Das thun will.“

Stoll: „Gewiß! Machen Sie Das doch nach Belieben! Und sind Sie jetzt fertig mit dieser Nebensache des Biertrinkens, auf die ich ja überhaupt gar kein Gewicht gelegt habe, — dann wollen wir doch endlich zur Hauptsache kommen. Sie haben, Herr Pfarrer Schmär“ — hier steckte er das würdigste Superintendentengesicht auf — „als ein beamteter Diener unserer Kirche gegen eben diese Kirche einen Angriff gerichtet, so wild und maßlos, daß ihr erbittertester Feind darauf stolz sein könnte. Ja, haben Sie denn auch bedacht, ob Sie so fernere ein Diener dieser Kirche bleiben können?“

Schmär: „Sprechen wir nicht von Folgen, sondern von dem Recht, von der Wahrheit meiner Worte. Ich werde sie beweisen. Darauf allerdings bin ich stolz, daß ich mit Fleisch und Blut mich nicht besprochen habe.“

Stoll: „Nach berühmtem Muster, ja. Nur daß der Apostel Paulus als ein Feind Christi sich nicht lang bedacht hat, sein Diener zu werden, während Sie als sein Diener sich nicht bedachten, sein Feind zu werden.“

Schmär, unerwartet ruhig: „Ich kann nicht zugeben, Herr Superintendent, daß Sie mir da Gesinnungen und Absichten unterstehen, die mir ganz fremd sind, wie Sie, glaube ich, wissen können. Ich suche der Kirche Bestes so gut wie Sie oder irgend Einer.“

Stoll: „Aber Sie verstehen es nicht! Sie irren! Sie sollten bescheidener sein.“

Schmär: „Ich suche das Gute in meiner Weise. Thun Sie es in der

Jhrißen. Und Gott giebt, wie er will, das Gedeihen. Hier, Herr Superintendent,“ er schlug an seine breite Brust, „ist mein Richter, mein einziger! Haben Sie vielleicht mein Gewissen oder habe ich?“

Stoll: „Die Kirche, — wenn anders Sie ihr rechter Diener sind.“

Schmür: So?! Das nennen wir katholisch. Eben Das ist, was wir nicht wollen.“

Fritsch: „Einderstanden!“

Stoll: „Was wir nicht wollen! Wer denn? Sie meinen doch nicht im Ernst, daß Sie Anhang und Anhang fänden mit einer solchen Schmähchrift, wie Ihre Thesen sind, — wenn sie auch je veröffentlicht würden?“

Schmür, betroffen: „Je veröffentlicht . . . Fritsch, Tu läßt Dich doch nicht ins Bodshorn jagen?“

Fritsch, verlegen: „Durchaus nicht! Ich habe nichts versprochen, Herr Superintendent! Nur . . . wie schon angedeutet . . . ich war ja am Sonntag nicht so ganz . . . Weißt Du, bei ruhigem Blut möchte ich doch . . . nicht wahr, Herr Superintendent, . . . einige Milderungen . . .?“

Schmür schlug zornig auf den Tisch: „Sint ut sunt aut non sint!“

Stoll, würdig: „Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, Herr Pfarrer Schmür, bei wem Sie sich befinden. Uebrigens glaube ich auch, Herr Fritsch, daß Ihr Freund darin wohl Recht hat: wenn Sie die Spitzen abbrechen, so bleibt nicht viel übrig. Das ist ja Alles schon hundertmal gesagt worden, nur eben nicht mit dieser Maßlosigkeit. Diese Maßlosigkeit ist das einzig Neue dabei; und warum ist sie neu? Einfach, weil sie in der Oeffentlichkeit unmöglich ist. Darum ist sie noch nicht dagewesen und wird auch — Das sage ich Ihnen — nicht da sein, der Bemühung des Herrn Pfarrers Schmür zum Trost. Wir genießen, Gott sei Dank, noch den Schutz einer christlichen Obrigkeit. Sie wollten vermuthlich die Oeffentlichkeit und die Polizei überrumpeln? Daher auch die Geheimthuerrei? Wohl gar sollten die unschuldigen Kirchenthüren herhalten, wie weiland bei Ihrem Vorgänger im Wittenberg? Ja, mein Lieber, daß es damit nichts ist, werden Sie nun, da das Konsistorium von dem Attentat Kenntniß hat, mir wohl glauben!“

Fritsch war sichtlich geschlagen und vernichtet; er hatte ab und zu während dieser Rede mit ängstlichen Augen Schmür befragt. Dieser kannte den Pappenheimer und sagte nur mit verachtungvollem Blick:

„Du kriechst natürlich zu Kreuz!“

Keine Antwort war auch eine. Schmür richtete sich schmerzlich stolz auf.

„So ist die Kubieng wohl zu Ende, Herr Superintendent?“

Mit erwachender Gutmüthigkeit, zwischen Mitleid und Schadenfreude, erwiderte Stoll: „Meinen Rath wollen Sie ja nicht annehmen! Wenn Sie nicht selbst noch Etwas vorzubringen haben, dann . . . sind Sie allerdings fertig!“ Diese Doppeldeutigkeit konnte er sich, obwohl der gute Geist schon wieder Oberwasser hatte, nicht verkagen.

Schmür verbeugte sich stumm, ohne Fritsch anzusehen, und ging.

Der Besiegte brauchte nicht lange auf den Lobesstoß zu warten. Die Justiz des Konsistoriums war rasch und verblüffend weise.

Einige Tage immerhin dauerte es; und jedesmal zitterte Schmür, wenn die Post kam. Die arme Frau aber noch mehr. Sie hatte auf kluge Weise,

ohne sich zu verrathen, ihrem Mann die Beichte abgelockt und durfte nun wenigstens offen zittern und trauern.

Schmár hatte ja allerdings mit Bewußtsein Va banque gespielt und durfte sich also nicht beklagen. Aber, wie es nun gegangen war, so ruhmlos, kampflös zu fallen, durch Freundes Verrath: Das war doch hart.

„Doch das Gemeine steigt klanglos zum Orkus hinab.“

Ganz impertinent hatte dieser Vers sich ihm aufgedrängt, er wußte nicht, wie, und er konnte ihn nicht loswerden. Nein, gemein war er nicht und lautlos wollte er nicht stürzen. Er wollte es ihnen schon sagen, diesen Pharisäern, die auf Mojs's Stuhl saßen; sagen, wie es ihnen noch Keiner gesagt, anders allerdings als der jüngste Keher, der vor einigen Jahren ökonomisch hingegerichtet worden war und seine Richter dann mit dem scharfen Federmesser eincr haarspaltenden Dialektik gefißelt hatte. Schmár fühlte in seinem Besitz ein zweihändiges Schlachtschwert des Geistes, das er wohl zu führen wußte, — jeder Streich ein Todesstreich! O, mit Roblesse kommt man freilich nicht weit in dieser ignoblen Welt. Aber mit wilder Rücksichtslosigkeit? Mit der Verbissenheit der Ameise, die sich lieber den Kopf abreißen läßt, als nachgiebt? Das wollte er sehen.

Neben hielt er, zahllos, im Geist, in diesen Tagen schmerzlichen Harrens, zerschmetternde Neben! Besonders nachts, wenn der Schlaf sein Lager floß: für ein halbes Jahr hinaus war er vorbereitet. Und mit wonnigem Grausen fühlte er, wie das Martyrium seinen Geist potenzierte. Dennoch wuß auch eine heimliche Angst nicht von ihm. Das ist die Angst der Gebälerin, sagte er sich. Nur das Gebären der Freiheit ist schmerzhaft; ist sie dann da . . . Er stieß ein Löwengebrüll aus und reckte sich riesenhäft.

Endlich, am Montag, am frühen Sonn- und Ruhetag des Pfarrers, kam das gefürchtete dicke Schreiben im wohlbekannten rothen Umschlag der Suprintendentur. Die Frau Pfarrer brachte es herein, weiß im Gesicht, mit schlotternden Knien; in eigener Person hatte sie alle die Tage über dem Postboten aufgelaucht.

„Hol die Kinder“, sprach Schmár, feierlich mild. Er hatte einmal ein Bild gesehen, wie der fromme Lieberdichter Paul Gerhard — oder wem war — inmitten seiner Familie von der Barbarenobrigkeit die Odre empfängt, die ihn von Haus und Hof und brotlos, heimatlos hinaus in die Verbannung vertrieb, weil er seinen Gott im Herzen hatte und edel war, edler als die feinsten Gewissenbluthunde und frommen Diener Jesu Christi. So wollte Schmár es auch haben: Das mußte sich gut ausnehmen in seinen einstufigen Memoiren, — falls er nicht etwa vorzeitig verhungerte.

Als die Kinder versammelt waren, alle sechs, sahen und angestekt von der unbegriffenen Angst der Eltern, erhob sich Schmár, erbrach den Brief und las. „Ah!“ schrie er schmerzlich, wüthend, und fiel mit Wucht auf den Stuhl zurück.

„Betet, Kinder, betet!“ rief die Mutter und alle fielen auf die Knie.

„Sag, Mann! Wir sind Bettler?!“ Die immer Schlichterne, Sanfte freischte es laut mit rauher Stimme.

„Ich bettel nicht!“ rief Jakoble, ausstehend, empört. Er war der rechte Sohn seines Vaters.

Als der Mann, ganz vernichtet, noch immer keine Antwort gab, wagte

die Frau mit dem Nuth der Verzweiflung das nie Dagewesene: sie hob den amtlichen Bogen vom Boden auf und las. Ein freudiges Leuchten ging über ihr Gesicht.

„Hundert . . . hundert Mark Geldstrafe! Kinder! Kinder!“

So hatte die immer müde liebe Mama noch nie jubelt; alle Kinder umarmten sie und lachten laut, ohne die Sache zu verstehen, bis ein donnerndes: „Ruhe!“ mit einem Schlag das Gelächter abkürzte.

„Das freut Dich gar, gefühlloses Weib, wenn ich noch verhöhnt bin beim Zusammenbruch aller Hoffnungen. Soll ich sie Dir vom Haushaltungsgeld abziehen, die hundert Mark, damit Du das Lachen verlierst?“

„Aber lieber Mann, Du weißt ja, daß Das ganz unmöglich ist, daß ich vorher schon . . . Aber schau“ — sie rechnete schnell — „wenn Du nur jeden Tag zwei Flaschen Bier weniger trinkst, dann ist ja schon vor Jahresfrist die ganze Summe erspart. Die Werttage genügen sogar und an Sonntagen kannst Du Dich ausdehnen wie sonst.“

Jahresfrist! Das hatte gerade noch gefehlt, daß sie ihm die ganze Ausdehnung seines Martyriums so erschreckend deutlich im Einzelnen vorrechnete! Um sich nicht vor versammelter Familie durch Thränen zu blamiren — ein kleiner Schluchzer entfuhr ihm schon —, mußte er gewaltjam seine Männlichkeit zu einem letzten Wuthausbruch sammeln.

„Dumme Gans!“ schrie er, rannte hinaus und schmetterte die Thür hinter sich zu. Die Kinder schauten ihm halb eingeschüchtert, halb mißbilligend nach.

„Bist eine liebe Mama,“ trösteten sie; aber der Trost war ganz überflüssig: Mama strahlte immer noch unvermindert wie ein Engel.

„Und eine schöne Mama,“ lachte die kleine Frieda. Die hatte den Vogel abgeschossen; Mama that ihr fast weh mit ihrer dankbaren Umarmung. Schön?! Ach freilich, wie es bei ihr eben sein konnte! Aber wahrhaftig, sie spürte es selber, daß es ein Wenig wahr sein mußte. Und sie nahm sich vor, künftig öfter glücklich zu sein, wenn Das so schön machte. War ihr denn nicht das ganze, schon verloren geglaubte Leben wie neu geschenkt? Und da nun ihr Mann so gedemüthigt war, der Arme, und nicht mehr so viel Bier bekam, o da mußte ja Alles, Alles wieder gut werden!

Schmär aber war inzwischen in sein Gartenhäuschen hinausgestürzt, wie ein verwundeter Eber, und auf dem Sessel am Schreibtisch niedergebroschen. Die lang ausgestreckten Arme sammt dem schuldbeladenen Haupt sanken nieder auf den tintenbefeuchten locus delicti, — und der große schwere Mann schluchzte; in diesen Tropfen, unaufhaltsam, entrann ihm der herrliche Luthertropf.

So ward im zarten Keim schon die Reformation des neunzehnten Jahrhunderts erstickt. Schmärs Geist hat niemals wieder lähnen Flug gewagt.

Warum doch mußte seine sterbliche Hülle so sehr des Bieres bedürfen? Warum hatte er vor der That schon ein Weib genommen, das ihn verrathen konnte? Der alte Luther hatte Das weislicher verschoben bis nachher. Und warum mußte der neue Rajetan, der Konsistoriallegat Stoll, ein gar so geschicktes Davidlein sein? . . . Ja, es giebt in der Weltgeschichte Fragen, die ewig ohne Antwort bleiben werden, grausame Räthsel!

Gottreich Christaller.





## Frauenarbeit und Kulturideal.

**A**uch innerhalb des selben Kulturkreises machen sich zwischen den verschiedenen Völkern und sogar im selben Volk zu verschiedenen Zeiten augenfällige Unterschiede in den Anschauungen von den Pflichten und Tugenden der Frau bemerklich. Die Frage, welche Stellung der Frau in der Gesellschaft gebühre und wie demnach die weibliche Erziehung und Ausbildung einzurichten sei, ist von den Deutschen erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts in ihrer vollen Tragweite erfaßt worden. Bis dahin galt uneingeschränkt das kirchlich überlieferte Gebot: „Ihr Weiber, seid unterthan Euren Männern!“ Die Ehefrau galt sozial als Hörige. Ein noch höherer Grad gesellschaftlicher Unmündigkeit kennzeichnete die Stellung des ehelosen Weibes.

Die Befreiung der deutschen Frau aus dieser unwürdigen Lage ist eine Errungenschaft des Klassenkampfes. In dem in viele hundert Fugen zerrissenen, durch die territorialfürstliche Bureaucratie von allen Seiten eingeschürten und gegängelten Deutschland begann die aufgeklärteste und gebildetste Schicht der städtischen Bevölkerung, sich der geistigen und materiellen Interessengemeinschaft, durch die sie einheitlich verbunden war, bewußt zu werden, — damit zugleich aber ihres Gegensatzes zu anderen Klassen, von denen sie sich bedrückt und zurückgesetzt fühlte. Das Bürgerthum eröffnete seinen Unabhängigkeitskrieg gegen den Adel. Die durch Wolfgang Goethe ausgesprochene soziale Emanzipation des Weibes aus „Philisterbanden“ ward in diesem Kriege zur Waffe, die, vom Genius geschwungen, ihre Kraft siegreich erprobte.

Alles Bestreben des Bürgerthumes, sich dem Adel sozial gleichzustellen, mußte vergeblich bleiben, so lange die freie und harmonische Ausbildung der Persönlichkeit und das vornehme Wesen allgemein als höchstes Kulturideal galten, dem Adel aber der Vorzug nicht bestritten werden konnte, daß nur er dieses Ideal vollkommen erreiche. Schiller, der als Dichter mit dem Könige ging, als Sohn eines württembergischen Feldscheers sich am weimarischen Hof aber bescheiden im Schatten seiner Frau, der geborenen von Lengefeld, hielt, versuchte, die Schranken, die ihn von den Betitelten trennten, mit einem Schläge niederzumerfen. Er schuf einen neuen Adelscharakter, als er poetisch dekretirte:

„Gemeine Naturen

Zählen mit Dem, was sie thun, edle mit Dem, was sie sind.“

Goethe, der Welterfahren, lächelte, als er das Edikt seines Freundes vernahm, denn er wußte, daß es wohl im Poetenhätschen, aber nimmermehr bei Hof und in der großen Welt Giltigkeit erlangen würde. Auch erkannte er, der Hofmann, daß dem bürgerlichen Edlen, bei aller Kobleße der Gesinnung, wenn

er mit Dem, was er war, bezahlen wollte, immer noch der adelige Anstand fehlte. Um dem Bürgerthum zu zeigen, wie es diesem Mangel abhelfen könnte, schrieb er den geistreichsten und gehaltvollsten Roman, den unsere Literatur besitzt, dessen Held aber unfreiwillig eine lächerliche Figur macht. Unendliche Nähe giebt Goethe sich, den Handelsgesellen Wilhelm Meister durch Ausbildung aller möglichen mimischen Künste und Talente zur Höhe einer vornehmen Persönlichkeit hinaufzuschrauben. Aber trotz allem Herumkünsteln an seinem äußeren und inneren Menschen, trotz dem belehrenden Unterricht von Soubretten und Amazonen ist der arme Wilhelm schließlich einem in Freiheit aufgewachsenen Aristokraten doch nicht viel ähnlicher als etwa ein Kunstreiter, der gelegentlich eine täuschende Aehnlichkeit mit dem geborenen Cavalier verrathen mag. Der Herrenanstrich des an das Befehlen gewöhnten Mannes ist eine Eigenschaft, die man niemals ganz bei Dem finden wird, dessen Selbstgefühl von der Werthung seiner wirthschaftlichen und sozialen Leistungen durch Andere abhängig bleibt.

Der Genius ist naiv. Seine größten und für die Welt wichtigsten Thaten vollbringt er seiner selbst unbewußt. Während Goethe mit dichterischem Behagen, aber zugleich mit dem vollen Gefühl für den Ernst seiner revolutionären Sendung an dem „Meister“ hockelte, hatte er das Werk, auf das sein Sinnen gerichtet war, längst vollbracht. Er hatte Lotten geschaffen und Iphigenien. Damit hatte er, allem Volk vernehmbar, die Wahrheit verkündet: Das Weib ist Poesie. Wo Poesie einzieht, da fallen die Schranken der Geburt, des Ranges, der konventionellen Satzungen von selbst. Begeistert rief Schiller aus:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit:  
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrscht bloß, weil sie sich zeigt.“

Die Frau, das neu gefundene Frauenideal, schuf in Deutschland Das, was in Frankreich eine blutige Revolution vollbringen mußte: — sie brachte die Leitung der Gesellschaft in die Hände des gebildeten Bürgerthumes.

Goethe aber fuhr fort, jene herrlichen, vom betückenden Zauber einer höheren Welt umflossenen und doch zu unseren bürgerlich deutschen Herzen so traulich redenden Frauengestalten zu schaffen, die in den höher gebildeten Kreisen des deutschen Volkes den Kultus der Frau begründeten, den erst viel später Arthur Schopenhauer in seiner griesgrämigen Weise als widerliche Weiber-Veneration verwarf. Die innere Verwandtschaft dieses protestantischen Mariendienstes mit dem katholischen des germanischen Mittelalters springt in die Augen. Goethe selbst hat den tief empfundenen Reiz der durchgeistigten Schönheit und der seelischen Harmonie des Weibes als den eigentlichen Urquell seiner dichterischen Kraft und Begeisterung unumwunden und freudig bekannt. Das *Sursum corda* der Kirche, die die Barbarenvölker zwang, vor der Heiligen Jungfrau, der Himmelskönigin, das Knie zu beugen, wandelte sich in des Dichters Munde zu dem tief sinnigen Wort:

„Das Ewig-Weibliche  
zieht uns hinan.“

„Recht eigentlich aus dem Herzen dieser Nation des Idealismus“, sagt Heinrich von Treitschke, „war ihre neue Dichtung geboren.“ Unter diesen unbegreiflich genügamen Menschen erwachte eine leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Wahren und Schönen. Ihre besten Vorkämpfer fühlten sich als freie Kinder Gottes und flüchteten aus der jämmerlichen Wirklichkeit in die reine Welt der Ideale. Inzwischen war in der langen Friedenszeit, die Friedrichs gutes Schwert dem deutschen Norden gesichert hatte, ein neues Geschlecht herangewachsen, das an gedeihlichem Erwerb und behäbigem Besitz seine Lust fand. Der erwerbende Mittelstand erstarke und trat so entscheidend in den Vordergrund des nationalen Lebens, daß er fordern durfte, auch für seine Tugend und Tüchtigkeit die Weihe zu erhalten, die bis dahin nur dem Ideal der freien, von wirtschaftlichen Strebungen abgelösten Geistes- und Herzensbildung zu Theil geworden war. Dorothea! Es ist mir, wenn ich Goethes herrliches Gedicht aufschlug, immer zu Rathe gewesen, als sei ich begnadet, leibhaftig Augenzeuge eines Avatars zu sein, einer neuen Menschwerdung des großen Mahaböh, der, aus lichten Höhen herabgestiegen, mit seinem von Liebe erfüllten Herzen unter den braven, lebensfrohen Menschen eines deutschen Landstädtchens wandelt. Wie strahlt das Auge des Göttlichen, wenn es auf jenem Freundeskreise ruht, der im kühlen Sälchen des Gasthauses zum Goldenen Löwen über alle wichtigen Lebensfragen, Ehe, Hausstand, Versorgung der Kinder, über den Werth des Alten und die Lust am Neuen so bieder und verständig sich vernehmen läßt! Ueber dem Ganzen waltet der Geist der Hausfrau, der klugen Wirthin, die den störrigen Sinn der Männer zu lenken weiß, und Dorotheens, deren Erscheinung und Rede ein lebendiges Zeugniß dafür sind, daß der sicherste Schatz, den die Schwiegertochter ins Haus bringen kann, doch immer ein treues Herz ist und der wirtschaftliche Sinn. In „Hermann und Dorothea“ giebt unser größter Dichter die verklärende Schilderung des in der Häuslichkeit des mittleren Bürgerstandes waltenden Geistes, dessen edelste Blüthe eben die deutsche Hausfrau ist; und unberechenbar ist der sittigende Einfluß, den dieses Ideal seit mehreren Menschenaltern auf unser gesammtes Volksleben ausgeübt hat. Mögen noch viele Jahrhunderte sich daran stärken und aufrichten!

Indessen dürfen wir die Augen heute auch nicht gegen eine Thatsache von tiefgreifender Bedeutung verschließen, die den Freund des Vaterlandes und deutschen Wesens zunächst wenig anmuthet und als Thatsache, die sich nicht wegschaffen läßt, zum sorgenden Sinnen auffordert, wie sich unter vielfach veränderten, neuen sozialen Verhältnissen das Trachten und Streben der Menschen doch wieder zum Besten lenken ließe. Durch die moderne groß-

industrielle Entwicklung, der sich ein veränderter kaufmännischer Betrieb anschließt, sind ökonomische Verhältnisse entstanden, die da, wo sie vorherrschen — nicht bloß in den untersten Schichten der Bevölkerung —, der Frau die Aussicht benehmen oder wenigstens sehr herabmindern, ihre Kraft und Tüchtigkeit im hauswirthschaftlichen Sorgen und Sinnen zu bethätigen und den ihrer Mühe entsprechenden Lohn zu gewinnen. Sollen nun diese Frauen, die von früher Jugend an auf sich selbst und ihre eigene Kraft angewiesen sind, noch weiter in der selben Weise erzogen und herangebildet werden, wie es der Fall war, als das Leben in ganz anderer Gestalt vor dem hoffenden Blick des jugendlichen Weibes lag? Sind wir nicht verpflichtet, zu einer vermehrten Pflege jener sittlichen und geistigen Energien beizutragen, die den einzeln stehenden Menschen mit der Kraft ausrüsten, für den Kampf ums Leben einen festen und gesicherten Standpunkt zu gewinnen? Unter den Typen der Weiblichkeit ist heute die Arbeiterin in den Vordergrund der öffentlichen Aufmerksamkeit und Fürsorge gerückt. An das Gewissen der Nation ergeht die Mahnung, die Arbeiterinnen aller Klassen und Stände in ihrem Ringen nach einem sozialen Dasein zu unterstützen, in dem sich die Eigenschaften ausbilden können, die der neuen Form sozialer Lebensbethätigung vornehmlich angemessen sind: der Stolz der Arbeit, ein erhöhtes Gefühl persönlichen Werthes und gesteigerte Selbstachtung.

Dorothea auf der staubigen Landstraße neben den Ochsen einherschreitend, die sie „Müßig leitet“, bietet ein Bild, das bürgerlich bescheiden auf den besondern Zauber, der die in die Schatten des heiligen Haines hinaustretende Iphigenie umfließt, verzichten muß. Aber hat das Weib, das demwächst den trefflichen Hermann als liebevolle Gattin beglücken wird, darum weniger Theil an der Wahrheit des Wortes: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“? Eine ähnliche Frage, in zweifelnder Form, erhebt sich heute, wenn wir von dem neuen Frauenideal reden, das die Zeit uns vor Augen stellt. Wird die Frau mit den strengen Jügen der Arbeit im Antlitz nicht jene feineren Reize entbehren, die, indem sie anziehen, auch zugleich das Gemüth des Mannes hinanzuziehen vermögen? Ich glaube, mit Entschiedenheit antworten zu dürfen: Wenn die „Arbeiterin“ ihr besonderes Lebensideal energisch gestaltet, so wird auch ihr die Kraft nicht fehlen, sittigend und veredelnd auf den Mann zu wirken, eben so wie einst die Iphigenien und Dorotheen der allgemeinen Kultur des deutschen Volkes ihr Gepräge verliehen haben.

Karl Trost.



## Versuche am lebenden Menschen.

Vor einigen Monaten fand im preussischen Abgeordnetenhaus eine Diskussion über Menschenexperimente statt, die von einem Universitätsprofessor angestellt worden waren. Acht Personen — darunter Kinder —, die wegen anderer Krankheiten in Behandlung standen, waren mit Blutserum geimpft worden, das von Syphilitikern herrührte. Der Experimentator wollte nachweisen, daß das Blutserum die Syphilis nicht übertrage, und ferner untersuchen, ob die Impfung vor Syphilitisinfektion schütze. Einige Zeit darauf erkrankten vier der Geimpften — sämtlich Prostituirte — an Syphilis. Damit war anscheinend festgestellt, daß das Serum nicht gegen Ansteckung schütze. Da aber die vier anderen Versuchspersonen nicht erkrankten, war nach Ansicht des Experimentators auch festgestellt, daß die Impfung selbst nicht gefährlich sei. Trotzdem wurde dem Professor vorgeworfen, in den vier Fällen die Krankheit durch seine Impfung hervorgerufen zu haben. Dagegen hat sich der Angegriffene schon in seiner Arbeit, der ein ernster wissenschaftlicher Charakter nicht abzusprechen ist, vertheidigt und seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß sich die erkrankten Prostituirten die Infektion außerhalb des Krankenhauses zugezogen hätten, die Impfung also nicht Schuld an der Erkrankung gewesen sei. Auch im Abgeordnetenhaus wurden diese Versuche — nach meiner Ueberzeugung mit Recht — scharf gerügt und der Kultusminister stellte in Aussicht, die Angelegenheit solle untersucht und der Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen unterbreitet werden.

Ähnliches ist auch sonst schon vorgekommen. Um die Entwicklung gewisser Krankheiten festzustellen, hat man in Preußen, in Süddeutschland, in Oesterreich und in vielen anderen Ländern Uebertragungen auf Patienten der Krankenhäuser, vornehmlich auf Unheilbare und Sterbende, vorgenommen. Und aus der öffentlichen Besprechung solcher Fälle hat sich seit einiger Zeit eine methodische Agitation entwickelt, die weit über den ersten Anlaß auszugreifen droht. Zum Theil wird sie allerdings von ehrlichen und überzeugten Männern getragen, die solche Experimente, als unvereinbar mit der Achtung der Rechtspersönlichkeit und mit der Humanität, bekämpfen. Diesen haben sich aber Andere angeschlossen, denen die Humanität nur ein Vorwand ist, um eine wilde Hege gegen Ärzte und Medizin im Allgemeinen zu eröffnen. Menschenexperiment und Vivisektion, so verschieden diese beiden Dinge von einander sind, werden von dieser Sorte von Agitatoren meistens zusammengeworfen. Man kann das Menschenexperiment, wie es einige Kliniker zulassen, absolut verwerfen und dennoch gewisse Vivisektionen für unentbehrlich halten.

Leider sind sich die Ärzte der Tragweite der gegen sie gerichteten Bewegung nicht voll bewußt; und anstatt in unzweideutiger Weise Stellung zu nehmen, schweigen sie oder glauben, die Sache mit wenigen Worten abthun zu können.

Man muß zwei Gruppen von Menschenexperimenten unterscheiden, die ich kurz als Behandlungs- und als Forschungsexperimente trennen möchte, die einen: Versuche, die die ärztliche Behandlung der Versuchsperson bezwecken, die anderen:

Versuche, die der Forschung im Allgemeinen dienen. Die Versuche der ersten Gruppe sind Heilungs- oder Vorbeugungsversuche, je nachdem es sich um die Behandlung einer bestehenden Krankheit oder um den Schutz vor einer zukünftigen handelt, wie z. B. bei Schutzimpfungen. Dagegen dienen die Forschungsexperimente nicht dem Nutzen der Versuchsperson, sondern sind höchstens Vorarbeiten für die Erforschung eines Heilmittels, das an anderen Personen, vielleicht erst an einer späteren Generation angewendet werden soll. Einige Beispiele mögen Das erläutern.

Erster Fall: Man probirt an einem Kranken verschiedene Arzneimittel (Antipyrrin, Salizylsäure, Phenacetin, Chinin), um zu untersuchen, welches Mittel bei ihm gegen eine bestimmte Beschwerde am Besten wirkt, um dieses Mittel dann im Interesse des Kranken weiter zu benutzen. Zweiter Fall: Jemand ist der Gefahr ausgesetzt, sich eine Krankheit, z. B. Diphtheritis, zuzuziehen, und man spritzt ihm Serum ein, um ihn vor der Ansteckung zu schützen, obgleich man des Erfolges der Serumbehandlung nicht sicher ist.

Wir haben hier je ein Beispiel für die beiden Arten des Behandlungsexperimentes. Wenn ein Arzneimittel durch allerlei Methoden, darunter z. B. Thierversuche, so weit untersucht ist, daß man bei relativer Unschädlichkeit auf einen Heilerfolg als wahrscheinlich rechnen darf, ist die Anwendung dieses Mittels beim kranken Menschen zweifellos gerechtfertigt; vorausgesetzt selbstverständlich, daß man Ursache hat, das Mittel in dem speziellen Fall für besser zu halten als alle anderen bekannten Mittel, und daß die immerhin vorhandene Gefahr der Schwere der Krankheit gegenüber nicht unverhältnismäßig groß sei. Um Hühneraugen zu kurtiren, wird kein Verständiger lebensgefährliche Mittel anwenden; bei einem Krebskranken dagegen wird man jedes Mittel anwenden, von dem man sich Erfolg versprechen kann, selbst wenn das Mittel Gefahren mit sich bringt, wie beispielsweise gewisse Operationen. Was die Schutzimpfung betrifft, so hat meines Erachtens der behandelnde Arzt überhaupt kein Recht, sie ohne Einwilligung des Patienten oder seines Rechtsvertreters vorzunehmen, am Allerwenigsten dann, wenn die Gefährlosigkeit der Impfung nicht vollkommen feststeht. Selbst wo der Staat bei drohender Epidemie die Schutzimpfung vorschreibt, hat nicht der Arzt, sondern nur die Exekutivbehörde das Recht, Zwangsmassregeln durchzuführen. Der im Abgeordnetenhaus erörterte Fall ist also mit Recht zum Gegenstand des Tadels gemacht worden, erstens, so weit die bedingungslose Einwilligung der zu Impfenden fehlte, zweitens, weil die Gefährlosigkeit der Impfung nicht sicher feststand.

Ich gehe jetzt zur zweiten Gruppe, also den Experimenten über, die der wissenschaftlichen Forschung dienen, und will auch hier einige Beispiele geben.

Ein russischer Arzt studirte an Versuchspersonen die Übertragbarkeit typhöser Fieber durch Impfung. Es gelang ihm nicht, Unterleibs- und Flecktyphus zu übertragen, wohl aber das Rückfallfieber. Ein süddeutscher Arzt injizirte einem sechsundvierzigjährigen Geisteskranken, der in kürzester Zeit sterben mußte, Sontofolken, um künstlich eine Ansteckung zu erzeugen und deren Entwicklung zu beobachten. Ein Kliniker von Ruf unternahm Versuche am Herzen einer Frau, das in Folge einer Operation frei lag. Die Frau war mittellos und wurde dafür, daß sie sich die Ausübung eines Druckes auf das Herz und die Lungenarterie, die Kompression peripherer Gefäße, elektrische Reizung des Zwerchfellnerven und des Herzens u. s. w. gefallen ließ, unentgeltlich verpflegt. Andere

Forscher unternahm Impfversuche mit syphilitischem Material an Müttern, die ein vom Vater her syphilitisches Kind geboren hatten, obgleich man die Folgen davon schlechterdings nicht voraussehen konnte. Um die Übertragbarkeit der Malaria festzustellen, wurde Malariafranken Blut entnommen und anderen Patienten, die von dieser Krankheit frei waren, eingimpft. Ein Arzt, der eine Kultur reingezüchteter Mikrokokken auf den normalen Bindehautsack eines menschlichen Auges übertragen hatte, erklärt selbst: „Ich muß gestehen, daß ich diesen Versuch mit einigem Zagen unternommen habe, weil ich fürchten mußte, daß etwa ein sehr fulminanter Prozeß zur Entwicklung kommen würde, indem ich gewissermaßen ein konzentrierteres Material eingimpft hätte.“ Dies war zwar nicht der Fall, doch entstand bald danach ein typisches Augenleiden, das erst nach längerer Zeit geheilt werden konnte. Ein Patient kommt mit einer schweren Hautaffektion — der Folge von Antipyringenuß — in eine Klinik. Nach einiger Zeit ist er geheilt. Nach der Heilung wird ihm aber ohne sein Wissen wiederum Antipyrin gegeben, um den ursächlichen Zusammenhang derartig intensiver Vergiftungserscheinungen mit dem Genuß von Antipyrin experimentell festzustellen. Schmerzen beim Schlucken, Schwellung der Rippen, starke Speichelabsonderung, Schüttelfrost, Blaufärbung, Schwellung an Händen und Füßen und auch allerlei Ausschläge treten ein; die Temperatur steigt fast auf einundvierzig Grad: erst nach ungefähr vierzehn Tagen konnte der Patient zum zweiten Male geheilt entlassen werden.

Dies sind nur einige Beispiele von Versuchen, zu denen sich gelegentlich Ärzte in Krankenhäusern für berechtigt halten. Wie können wir es uns erklären, daß solche Versuche, die doch mit der Behandlung des Individuums nichts zu thun haben, von Medizinern gemacht werden? Die Frage wird sich leicht beantworten lassen. Jeder Mensch ist mehr oder weniger geneigt, die Welt von einem individuellen Gesichtspunkt aus zu betrachten, und zwar entscheiden dabei neben ererbten Eigenthümlichkeiten hauptsächlich Erziehung und Beruf, kurz: das Milieu. Ein Offizier mag sonst noch so human denken: er sieht im Kriege kein Unglück, denn der Krieg giebt ihm die Gelegenheit, seinen Beruf auszuüben. Dagegen sieht der friedliebende Bürger im Krieg hauptsächlich das Hinmorden und Verkrüppeln von Menschen, die Vernichtung von Eigenthum und alles Elend, das daraus folgt. Der Offizier ist, wie jeder Mensch, von dem Wunsche beseelt, seinen Beruf im Ernstfall zu betheiligen, und gegenüber diesem Wunsch treten ihm die Schrecken des Krieges in den Hintergrund.

Die Hauptaufgabe des Mediziners ist die Behandlung kranker Individuen. Aber abgesehen davon hat er die Gesunden vor Krankheit zu schützen, er hat Krankheitszustände, unter Anderem vor Gericht, zu begutachten, er hat die Medizin zu lehren und das Gebiet der Wissenschaft zu erweitern. Mehrere dieser Thätigkeiten werden häufig genug von der selben Person ausgeübt. Der Forscher ist z. B. gleichzeitig behandelnder Arzt. Der Fall interessiert uns hier besonders, da diese beiden Thätigkeiten unter Umständen in Konflikt mit einander gerathen. Dient der Arzt ausschließlich dem Patienten, der sich ihm anvertraut hat, so ist die Ausnutzung des speziellen Krankheitsfalles für die Zwecke der wissenschaftlichen Forschung oft unmöglich; dient er aber ausschließlich der Lösung des wissenschaftlichen Problems, so gelangt er leicht dazu, das Wohl des Individuums, das sich ihm anvertraut hat, hintanzusetzen. Im Allgemeinen wird in solchen Konflikten die Sorge für

die Gesundheit des Klienten vorgehen müssen; die Sorge für die wissenschaftliche Forschung steht an zweiter Stelle.

Doch — so könnte man einwenden — liegt nicht oft genug eine Einwilligung der Versuchsperson vor und ist dann nicht moralisch und juristisch der Experimentator entlastet, selbst wenn eine Gesundheitschädigung eintritt? Die juristische Frage lasse ich unerörtert und will nur die moralische Berechtigung prüfen. Bei Kindern, Geisteskranken, Bewußtlosen und Sterbenden kann von vorn herein von einer Einwilligung der Versuchsperson gar nicht gesprochen werden. Wenn ein Forscher Kindern aus Noth gewonnene Kulturen verabreicht, die Spulwurmeier enthalten, um zu untersuchen, ob sich daraus Spulwürmer entwickeln, ein anderer das Scheidensekret von Wöchnerinnen in die Augen von Kindern bringt, um zu untersuchen, ob eine Augenentzündung entsteht, und wenn Eltern, Vormünder oder sonstige Angehörige ihre Erlaubniß dazu erteilen, so sind sie einfach mitschuldig. Thatsächlich finde ich in den betreffenden Veröffentlichungen auch nur vereinzelt eine Erlaubniß der Angehörigen erwähnt. Und selbst bei den Versuchen, die an geistig gesunden Erwachsenen angestellt werden, ist es mit der angeblichen Erlaubniß nicht abgethan. Wenn den Versuchspersonen die volle Wahrheit über alle möglichen Folgen ohne Beschönigung des Sachverhaltes gesagt würde, dürfen sie selten einverstanden sein. In den meisten Fällen handelt es sich um ungebildete Personen, die sich in Krankenhäusern befinden und gar nicht wissen, was eigentlich mit ihnen vorgenommen werden soll. Aber selbst wenn die betreffenden Patienten in voller Kenntniß der Sachlage ihre Einwilligung geben, kann ich — so weit es sich um die Krankenhauspflege handelt — in der Beeinflussung, die nöthig ist, um die Einwilligung zu erhalten, nur einen Mißbrauch der ärztlichen Autorität sehen. Eine Ausnahme kann ich nur dann machen, wenn die Versuchsperson so intelligent und gebildet ist, daß sie die Tragweite des Schrittes selbst vollständig beurtheilen kann. Wenn sich also Studenten und Aerzte, um der Forschung zu dienen, zu Impfungversuchen hergeben oder wenn der Experimentator sich selbst impft, um die Folgen kennen zu lernen, so halte ich Das allerdings für statthaft.

Was übrigens einzelne Forscher unter dem freien Entschluß der Versuchsperson verstehen, dafür ein charakteristisches Beispiel. Ein Eingeborener auf Hawaii war wegen Mordes zum Tode verurtheilt; der Verurtheilte sollte zu einem wissenschaftlichen Experiment benutzt werden, um die Wirksamkeit einer Lepros-Überimpfung festzustellen. Bevor sich aber der betreffende Arzt dazu hergab, stellte er einige Bedingungen, darunter auch die der Verbrecher müsse freiwillig und ungezwungen, in voller Kenntniß des ihm eventuell bevorstehenden Schicksales der Lepros-Infektion, eine schriftliche Erklärung seiner Einwilligung abgeben; ihm solle dagegen die Umwandlung der Todesstrafe in lebenslängliche Zuchthausstrafe garantiert werden. Ich will die Frage der Berechtigung, einen zum Tode Verurtheilten zu solchen Versuchen zu benutzen, hier unerörtert lassen. Was aber die Zustimmung des Verurtheilten betrifft, so steht seine Einwilligung ungefähr auf der selben Stufe wie die Einwilligung eines Menschen, der auf der Landstrafe angefallen wird und, um sein Leben zu retten, Uhe und Böse opfert. Uebrigens fiel die Impfung erfolgreich aus.

Ist es zu billigen, daß der preussische Kultusminister die im Parlament



erörterte Angelegenheit der Wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen übergab? Ist Das der richtige Weg? Ein abschließendes Urtheil wird erst dann möglich sein, wenn wir das Gutachten haben. Abgesehen von einigen persönlichen Momenten kommt in Betracht, daß in dieser Behörde das theoretisch-wissenschaftliche Element stark überwiegt. Hoffen wir, daß sie die wissenschaftliche Forschung nicht über den Beruf des praktischen Arztes stellt! Ich glaube freilich, daß, wenn die Frage allseitig geprüft werden und weder das wissenschaftliche Forschen noch die berechtigten Ansprüche der Persönlichkeit zu kurz kommen sollen, Männer verschiedener Berufsarten zusammentreten und ihr Urtheil abgeben müßten. Wenn wir Mediziner z. B. heute es nur für recht und billig halten, in Fragen der Schulverwaltung vom Standpunkt der Hygiene aus gehört zu werden, so werden wir den Vertretern anderer Berufsarten auch das Recht zugestehen müssen, in Fragen mitzusprechen, die keine spezifisch-medizinischen sind. Nur wenn in solcher Weise Forscher, Ärzte, Juristen und andere gebildete Männer mit einander die Frage erörtern, wird auf eine Ausöhnung der Gegensätze und ein befriedigendes Resultat zu rechnen sein. Eben so wäre es eine Vorbedingung für die Besserung der heutigen Zustände, daß der Kultusminister nicht einseitig Schritte gegen einen einzelnen Forscher einschläge, dessen Verhalten er mißbilligt. Das würde den Eindruck der Parteilichkeit machen. Wenn der Minister Untersuchungen anstellt, dann soll er gegen alle Schuldigen vorgehen, nicht gegen den einen, übrigens sehr verdienten Mann, der gerade im Parlament angegriffen wurde. Wichtigere als die Anstellung von Untersuchungen über vorgekommene Fehler ist aber die Aufgabe, für die Zukunft zu sorgen und die Ärzte in den Krankenhäusern an ihre Pflichten zu erinnern. Man braucht keineswegs kleinlich zu sein und alle Versuche auf die gleiche Stufe zu stellen. Wenn auch juristisch der unbedeutendste rechtswidrige Eingriff als Körperverletzung gilt und wir vom streng-ethischen Standpunkt aus nicht zu der kleinsten Schädigung eines Patienten berechtigt sind, sobald sie nicht einem Heilzweck für das Individuum dient, so werden wir doch unterscheiden müssen. Wenn man einem Kranken mit seinem Wissen und Willen zu wissenschaftlichen Zwecken einen Blutstropfen aus den Gefäßen der Haut entzieht, so ist darüber vernünftiger Weise nichts zu sagen, weil Jeder einen Nadelstich aushalten und seine Bedeutung beurtheilen kann. Vielleicht ist es auch noch entschuldbar, wenn an Personen mit Lungenentzündung eine Punction der Lunge (ohne Heilzweck, nur aus wissenschaftlichen Gründen) vorgenommen wird, um Untersuchungen auf Kollern anzustellen. Auch die Fälle wird man nicht sehr hart beurtheilen, wo bei einem unheilbaren Krebskranken eine Ueberimpfung von Krebspartikeln auf gesunde Stellen vorgenommen wurde oder wo bei syphilitischer Infektion eine experimentelle Weiterimpfung auf den schon infizirten Organismus erfolgte. Allerdings billige ich auch diese Versuche nicht und würde es für besser halten, wenn sie unterblieben. Ich gebe indessen zu: eine wahrnehmbare Gesundheitschädigung ist dabei kaum zu befürchten. Daß man aber unheilbare Kranke mit allen möglichen Stoffen impft, um dadurch neue Erkrankungen hervorzurufen und dann Untersuchungen darüber anzustellen: Das scheint mir die Grenze des Erlaubten weit zu überschreiten. Ueber die Nothwendigkeit, Sterbende zu infiziren, will ich überhaupt kein Wort verlieren. Eine Grenze muß jedenfalls gezogen werden, über die kein Arzt hinausgehen darf.

Besonders die Aerzte der Krankenhäuser sollten bedenken, daß in weiten Schichten des Publikums schon ein Mißtrauen gegen die Krankenhäuser besteht. Es wird von Vielen — wenn auch mit Unrecht — angenommen, daß man die Patienten dort wesentlich zu Unterrichtszwecken oder zu wissenschaftlichen Forschungen ausnütze und die ärztliche Behandlung in den Hintergrund treten lasse. Diesen Glauben sollte man nicht noch bestärken. Der Kranke bildet für den Arzt nicht ein beliebiges Material, mit dem er machen kann, was er will. Der Patient ist ein Mensch, der sich ihm zur Behandlung anvertraut hat. Wenn ich auch der Ansicht bin, daß man, so weit es sich um Heilzwecke handelt, dem Arzt keine engen Grenzen ziehen darf, so ist doch eine scharfe Grenze für das Experiment im Interesse der Kranken, im Interesse der Humanität und im Interesse der ethischen Ausbildung der Aerzte und Studenten nöthig. Das Pflichtgefühl der Studierenden kann nur dann entwickelt werden, wenn sie sehen, daß auch die Lehrer ihre Pflicht als Aerzte thun. Ein Mann, der es über sich gewinnt, Sterbende venerisch zu infiziren, taugt weder zum Arzt noch zum Lehrer. Wichtiger als alle Diskussionen über ärztliche Ethik auf Kongressen ist das gute Beispiel. Wenn ein Beirater im Stande ist, das Wohl eines Patienten seinem wissenschaftlichen Forschungseifer zu opfern, so möge er sich dazu offen und ehrlich bekennen. Dann wird man wissen, wer schuldig ist; der Agitation aber, die sich gegen das Ansehen der Medizin und der Aerzte im Allgemeinen richtet, wird die Spitze abgebrochen sein. Die praktischen Aerzte sind jedenfalls im Großen und Ganzen nicht schuld an solchen Ausschreitungen und die gegen sie gerichteten Vorwürfe sind deshalb ungerecht. Alle, die aus ehrlicher Ueberzeugung gegen das Menschenexperiment eifern, mögen daher sorgen, die Adresse ihrer Angriffe richtig zu wählen. Der Aerztestand als solcher ist für einzelne Pflichtverletzungen von Fanatikern nicht verantwortlich.

Dr. Albert Roll.



## Die Agrarkrise in Großbritannien.

**N**och in keinem Lande der Welt ist die Landwirtschaft durch die Entwertung ihrer Produkte so stark mitgenommen worden wie in Großbritannien und nirgends haben sich innerhalb der Landwirtschaft so mächtige Verschiebungen vollzogen wie gerade dort. Diese Verschiebungen werden durch einen Rückblick auf die englische Agrargeschichte klar. Am Anfang dieses Jahrhunderts stand der Preis des Weizens zeitweise auf über 100 Schilling für den Quarter. In diesem außerordentlich hohen Preis — einem Preis, den die Weltgeschichte nicht wieder gesehen hat —, lag ein starker Anreiz zu spekulativer Expansion

des Weizenareals, vornehmlich in den östlichen Grafschaften. Unbauwürdiger Boden letzter Klasse, der vorher als Schafrist oder Heide einen kaum nennenswerthen Ertrag abgeworfen hatte, wurde mit Weizen bestellt. Zum ersten Mal überwog das Getreideareal über das Weideland; dieses Uebergewicht mußte aber natürlich mit dem Augenblick wieder verschwinden, in dem die günstige Preiskonjunktur fortfiel. Als der Weizenpreis tief und tiefer sank (bis hinunter auf etwas über 22 Schilling im Jahre 1894), konnte sich der Anbau dieses Landes nicht mehr rentiren und die Folge war seine Rückverwandlung in Weide. Dieser Verschiebungsprozeß zwischen Acker- und Weideland bildet ohne Zweifel den auffälligsten Zug in der neueren britischen Agrargeschichte.

Die landwirtschaftliche Bevölkerung Englands scheidet sich in drei Klassen: die Grundherren (owners of land) und selbst wirthschaftenden Eigenthümer (occupying owners), die Pächter (tenant farmers) und die landwirthschaftlichen Arbeiter. Fast der gesammte landwirthschaftlich benutzte Grund und Boden ist verpachtet. Der Pachtzins hat, sich entsprechend der Rückverwandlung, auch von seiner alten Höhe entfernen müssen und ist in den östlichen Grafschaften z. B. um 70 bis 80 Prozent seines früheren Betrages gesunken. Diese Pachtreduktionen geben den besten Gradmesser der Krisis. Danach haben die Ackerbaucounties viel intensiver als die Weidebezirke gelitten und diese Distrikte wieder mehr als die Gegenden, in denen Geflügelzucht oder Obst- und Gemüsebau oder andere Spezialkulturen eingeführt sind. Während die Grundaristokratie, die ihre Ländereien nicht selbst bebaut, sondern verpachtet, eine weitere Herabsetzung der Pachtraten für ruinds hält, behauptet die Pächterpartei, auch jetzt seien die Renten im Verhältniß zu den gesunkenen Einnahmen noch zu hoch. So schroffe Interessengegensätze auszugleichen, ist eine schwierige Aufgabe. Hat die Royal Commission on Agriculture, die 1893 auf Grund eines Parlamentsbeschlusses eingesetzt wurde und vier Jahr lang arbeitete, sie zu lösen vermocht? Aus dem ungeheuren Material, das in drei großen Bänden mit 46 151 Fragen und Antworten und einer Reihe von Appendices, einer Anzahl von besonderen Berichten und drei Bänden der Kommission (das dritte: der Final-Report von 1897) enthalten und zu einem großen Theil von König und von mir für den deutschen Leser bearbeitet worden ist, zieht die Kommission den Schluß, die Grundherren seien von der Krisis am Schwersten betroffen. Auch in dem Reformprogramm, das nebenbei der schwächste Theil der ganzen Arbeit ist und im Verhältniß zur aufgewandten Mühe wenig imponirt, wird der Forderungen der Pächter wenig oder gar nicht gedacht. Das agrarpolitische Programm der drei F\*) wurde von der Kommission verworfen, eine Erhebung der 1893 im Hause der Gemeinen eingebrachten Land Tenure Bill — sie fordert die Einsetzung eines Gütergerichtshofes (Land Court), der einen Pachtzins für mindestens fünf Jahre fixirt — zum Zweck aus ökonomischen, finanziellen und psychologischen Gründen abgelehnt. Nun kann aber gar kein Zweifel bestehen, daß hier wichtige historische Thatfachen übersehen werden, die die Folgen der Krisis für die Großgrundbesitzer denn doch erheblich mildern. Der englische Grundadel hat sich durch die Jahrhunderte

\* ) Free sale, d. h. das Recht, die Pacht an Dritte zu veräußern, Fair rent, d. h. billiger Pachtzins, und Fixity of tenure, d. h. Beständigkeit des Pachtvertrages.

alte Prosperität der Landwirtschaft ungeheuer bereichert. Noch heute ist er mit der *hauts finances* eng liirt, seine Eöhne sind vielfach an Handel, Industrie und Kolonialbesitz betheiligt und nach Alledem ist seine Klassenstellung keineswegs gefährdet. Anders steht es um die selbstwirthschaftenden Eigenthümer, die Bauern (*yeomen*), die größere Farmen haben, und *small freeholders*, kleine Freisassen), die ihr Gut oder Wätschen selbst bewirthschaften und dabei einen verzweifeltsten Existenzkampf zu bestehen haben, ohne daß die Kommission für sie Heilmittel anzugeben weiß. Es ist ergreifend, zu sehen, wie diese letzten Reste des durch die Entwicklung fast vollständig zerriebenen alten freien Bauernstandes der totalen Verschuldung preisgegeben sind, trotzdem sie, wie ein Berichtstatter anführt, „unglaublich hart und länger als Lohnarbeiter frohnden.“ „Sie werden Alle gehen müssen“, heißt es an einer anderen Stelle, „wenn nicht eine Aenderung zum Besseren eintritt.“ Am Besten von Allen sind bei der Krisis nach der Ansicht der Kommission immer noch die Arbeiter weggekommen. Ihre Anzahl ist zwar enorm zurückgegangen — *tout comme chez nous* —, aber sie haben weniger zu leiden gehabt, weil die kolossale Verbilligung der notwendigsten Lebensmittel in den letzten zwanzig Jahren wie eine Lohnhöhung wirkte.

Für den Rückgang der englischen Landwirtschaft und die üble Lage der von ihr abhängigen Klassen werden nun von der Kommission zwei Ursachenreihen verantwortlich gemacht; erstens: die Konkurrenz der großen, an der Peripherie des Weltmarktes liegenden Agrarländer; und zweitens: die einschneidenden Aenderungen in der Währungs politik der meisten europäischen Staaten seit den siebziger Jahren.

Als Amerika, Australien und Indien ihre Front nach Europa kehrten, ungeheure Massen von Getreide und — so weit die beiden zuerst genannten Länder in Betracht kommen — auch von Fleisch zu exportiren begannen, war es unvermeidlich, daß diese Welle den englischen Markt übersfluthen und mit Agrarprodukten sättigen mußte, zumal England im Wogenlauf zur Handelspolitik der kontinentalen Staaten den freihändlerischen Grundsätzen treu blieb.

Die Folge war ein enormer Preissturz, zuerst auf dem Getreide-, später — um die Mitte der achtziger Jahre — auch auf dem Fleischmarkt. Der heimische Getreidebau nahm ab. Nicht so die Fleischproduktion: den Zufuhren von fremdem Fleisch trat eine gesteigerte Nachfrage nach billigem Fleisch gegenüber, — offenbar hatte die englische Landwirtschaft bisher der Nachfrage nicht genügt. Aber trotzdem ist im Prinzip durchaus richtig, was ein guter deutscher Kenner englischer Verhältnisse vor etwa einem Jahrzehnt sagte: Englands Weizenfelder wogen in den Vereinigten Staaten, in Kanada, Argentinien, Rußland und Indien; seine Viehhöfen für Massenfleisch begegnet man an La Plata; seine Schafheerden wandeln in Australien und seine Wälder rauschen in Fnnland und Skandinavien.

Das, was im Allgemeinen über die Ausdehnung des Exportes entscheidet, ist unter heutigen Verhältnissen vor Allem die Preisbewegung. Der Export ist weniger von den natürlichen Bedingungen — der Kapazität des produzierenden Landes — als von den ökonomischen Verhältnissen an den Austauschstellen abhängig. So behauptet z. B. in Bezug auf Argentinien ein dem Auswärtigen Amt kürzlich zugegangenes Gutachten, der argentinische Farmer könne so lange mit Profit exportiren, wie der Quarter Weizen in London noch für 20 Shilling verkauft werde; und ein argentinischer Farmer schildert die Aus-

sichten der Fleischproduktion so: „. . . Es ist Raum vorhanden, Thiere in viel größerer Anzahl zu produziren, als bisher geschieht, und zu Preisen, die niedrigere sein können und doch für den Züchter noch lohnen; außerdem gestattet die Ausbreitung der Alfalfakulturen (einer Art Luzerne), diese Viehheerden aufzunehmen und für den Konsum zu präpariren. Ich glaube daher, daß die argentinische Republik den Fleischhandel der ganzen Welt unterbieten und die Fleischproduktion für sich monopolisiren könnte.“ Obgleich nun seit 1895 eine anhaltende, wenn auch leise Besserung in der Lage der englischen Landwirtschaft eingetreten ist, kommt die Kommission doch zu einem ganz pessimistischen Schluß. „Wir fürchten“, sagt sie, „in nächster Zukunft möchten keine Aussichten dafür vorhanden sein, daß der Druck, den der fremde Wettbewerb auf die englische Landwirtschaft ausübt, dauernd nachlassen werde.“

Aber nicht nur die fremde Konkurrenz, sondern, wie gesagt, auch die Goldwährungspolitik wird von der Majorität der Kommission für die landwirtschaftliche Krise verantwortlich gemacht. Die Majorität stützt sich dabei auf die Quantitätstheorie der alten klassischen Nationalökonomie.

Die Bimetallisten sagen: Der Uebergang Deutschlands und anderer Länder zur Goldwährung hat die Menge des zirkulirenden Geldes durch die Abstoßung des Silbers vermindert, das Silber sank seitdem unaufhörlich im Preise, das Gold aber reichte als alleiniges Zahlungsmittel nicht aus, um die Funktion der Werthbemessung, die es früher mit dem Silber gemeinsam versah, auch allein genügend zu versehen, und der Mangel an Gold hätte zu seiner Vertreibung, d. h. mit Erhöhung seiner Kaufkraft, zu einer Verbilligung aller Waarenpreise geführt. Aus diesem Grunde ziehen die englischen Agrarier, ganz wie ihre deutschen Kollegen, gegen die seit den siebziger Jahren inaugurierte Bevorzugung des Goldes als Ursache des Preisfalles ihrer Produkte zu Feld. „Würde man wieder,“ so schreibt das Kommissionsmitglied R. V. Everett am Schluß seiner Note, „zu der alten Politik der gleichen Behandlung beider Metalle zurückkehren, so würde sich der metallische Vorrath an Geld vermehren und der erste Schritt in dieser Richtung würde den ungleichen Wettbewerb herabmindern, mit dem jetzt die Farmer der Goldwährungsländer zu kämpfen haben. Denn Vermehrung des Geldes bringt der Landwirtschaft Prosperität, Verminderung des Geldes bringt ihr Schaden.“

Das Resultat, zu dem die Kommission nach Alledem kommt, besteht in dem Vorschlag, eine Mächtekongferenz zusammenzuberufen, die ein internationales Uebereinkommen trafe, nach dem im Auslande und in Indien die Silberprägung entweder ganz oder zum Theil auf den Stand vor 1873 zurückgeführt würde. Sie rath aber nicht, England möge seiner beinahe ein Jahrhundert alten Goldwährung untreu werden. Man braucht freilich kein allzu großer Kenner der Währungspolitik der einzelnen europäischen Staaten zu sein, um zu wissen, daß die Aussichten auf eine solche Remonetisirung des Silbers heute geringer sind als je.

Dr. Oskar Stilleh.



## Selbstanzeigen.

Das Chaos in kosmischer Auslese. Verlag von C. G. Naumann, Leipzig 1899.

Folgender Epilog, dessen Personen der Philosoph und das kantische „Ding an sich“ sind, mag mit Verlaub des Lesers die Stelle einer profaischen Selbstanzeige vertreten:

Das Ding an sich:

Rum laß mich los! Du schlangst die Löwenpranken  
Um meines glatten Leibs Unendlichkeit,  
Dein Griff hat liebend mich entblöht, es sanken  
Die morschen Hüllen: Ursach', Raum und Zeit.  
Nackt bin ich nun und Riesin, von den Schranken  
Des engen Menschen-Zwerggehirns befreit;  
Es ligt mir wieder — darauf bin ich eitel —  
Die Krone des „An-sich-seins“ auf dem Scheitel.

Der Philosoph:

Du lobst mir, Epöing, die Rütche zu Gefichte:  
Bin ich der Oedipus, der Dich gestürzt?  
Hab' ich mir doch, an eines Früh'ren Lichte  
Rein Licht entzündend, Näh' und Werk verkürzt  
(Der freilich, in der Art gelehrter Wichte,  
Statt eines, den er löst, zehn Knoten schürzt):  
Ihm dankst Begriff Du, Auf und Ehrenrettung,  
Sein Name bleibt mit Deinem in Verkettung.

Das Ding an sich:

Oa, Der? sein Haupt vom Glorienschein verlängert,  
Ein Licht der Kirche, nicht der Forscherkunst!  
Mit Freiheit, Gott, Unsterblichkeit geschwängert  
Sucht' er ein Delos — mich! — zur Niederkunft.  
Er hat aufs Aergste mir die Faust verengert,  
Der Kritiker der praktischen Vernunft.

Oh Schlausuchs! mir die Wißbarkeit zu rauben,  
Um, was es ihm beliebt, von mir zu glauben!

Der Philosoph:

So ist der Mensch! In dieses Strebens Einheit  
Begegnet sich der Hirte mit dem Schaf!  
Wenn er die Höh'n entwölkter Allgemeinheit  
Erkommen hat, nachtwandelnd wie im Schlaf,  
Jäh schrickt er auf, da von der gläh'nden Reinheit  
Kristallinen Urgebirgs ein Bliz ihn traf:

Das Auge stopfend mit zerschliß'nen Lappen,  
Will tiefer er als je im Dunklen tappen.

Die Menschheit freilich liebt, sich zu vernummen  
In Schmeichelei und frommen Selbstbetrug.

Siehst Du die Biene auf der Wiese summen?  
 Sie selber nennt ihr Schwirren Adlerflug!  
 Der Denker gleicht dem Schleuderstein, dem dummen,  
 Den Knabenhand ins Reich der Lüfte schlug:  
 Nun wähnt er, frei der Erde zu entfliegen,  
 Der doch nur, um zu fallen, aufgestiegen!

Das Ding an sich:

Ist Das der Mensch — so laß Dich Unmensch nennen,  
 Denn dieser Schwachheit bist Du nicht zu zeih'n,  
 Du wagst, das Grenzenlose zu erkennen,  
 Und schränkst es nicht im Menschenfinne ein.  
 Doch Jener sieht die ew'gen Gluthen brennen  
 Und setzt den Kochtopf auf den Feuerstein;

Das Nest der Wahrheit treibts ihn, zu entdecken,  
 — Sein Kuckucksei des Wahns drin auszuhocken!

Der Philosoph:

Run sage selbst, welch Loos mag meiner warten,  
 Wenn ich von Dir zu Lünden mich erkühnt?  
 Solch Forschen ist ja kein bequemer Garten,  
 Drin Mancherlei für Aug' und Gaumen grünt:  
 Ein schroffer Felsen ist mit Schründen, Scharten,  
 Wo leicht ein Sturz verwegnes Klettern süht,  
 Und wer den Gipfel zwang mit Seil und Veiter,  
 Dem tönt der Ruf: Bis hierher und nicht weiter!

Mein Buch, es bietet keinen von den Reizen,  
 Die sonst ein Buch „geneigten“ Lesern bot.  
 Wo Andre nach der Freude Schätzen geizen,  
 Spielt es den Bödner, der den Schmugglern droht.  
 Es sondert streng und scharf die Spreu vom Weizen,  
 Die Menschen aber schrei'n: Wer schafft uns Brot?  
 Und lassen, sitzt die Hungersnoth im Racken,  
 Gern Sand und Splitter in den Teig sich backen.

Das Ding an sich:

Von solchen Schweinen wirst Du Unbunt ernten,  
 Wenn Du um reine Speisung Dich bemüht.  
 Was gehts Dich an? Wenn Menschen wieder lernten,  
 Daß nur im Diesseits Sinn und Schönheit blüht,  
 Wenn Du die träumend himmelwärts Entfernten,  
 Die für ein göttlich leeres Nichts erglüht,  
 Heim führst zu Schein und Lust des wachen Lebens —:  
 Wohlan! Wohlauf! Dein Buch war nicht vergebens.

Von meiner Nacktheit hobest Du den Schleier  
 Und zeigtest, wie im Grau'n Medusa thront.  
 Nach Hause schreuchst Du die erschreckten Freier,  
 Das Liebesmüh'n um mich bleibt unbelohnt.

Run werd' ich wohl von ihrem Brunstgeleier  
 Wie sie von meinem Schauderblick verschont:  
 Sie mögen, drängt es sie nach Veibeserben,  
 Um Wissenschaft, die Erbdochter, werden!

Bing a. R.

Paul Mongrö.



**Die beiden Masken.** Von Paul de Saint-Victor. Tragoedie-Komoedie.

Ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Erster Theil: Die Alten.

Erster Band: Aeschylos. Gr. 8°. 510 S. Geb. M. 6, eleg. geb. M. 7.50.

Verlag von Alexander Dunder, Berlin.

„Das Theater hat zwei Masken, Tragoedie und Komoedie, diejenige, die lacht, und diejenige, die weint, oft getrennt und manchmal gepaart. Unter diesem doppelstichtigen Titel wird dieses Werk, das ich der Deffentlichkeit darbringe, in drei unterschiedlichen Serien einige der großen Epochen der dramatischen Kunst umfassen. Die erste ist dem griechischen Theater gewidmet: Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Ich habe diesen eine Studie über Kalidasa beigefügt, den berühmtesten Dichter des indischen Theaters. Die zweite Serie wird durch Shakespeare ausgefüllt werden. In der dritten werde ich das französische Theater studiren, von seinen Ursprüngen bis zu Beaumarchais. Man hat viel über das griechische Theater geschrieben. Indem ich einen so oft behandelten Gegenstand wieder aufnehme, habe ich versucht, es anders, wenn auch vielleicht nicht besser, zu machen als meine Vorgänger. Mythologie und Geschichte sind in meiner Arbeit eben so umfassend behandelt wie die literarische Aesthetik. Die griechischen Tragoedien und Komoedien in die Umgebung zurückzuführen, die sie hervorgebracht hat, ihr Studium dadurch zu erleichtern und zu erweitern, daß es sich über die ganze antike Welt durch die Aussblicke, die sich daran knüpfen, und die Annäherungen, die es andeutet, ausbreitet, die Maske jedes Gottes und jeder die Scene betretenden Person zu läften, um deren religiöse Physiognomie oder deren legendarischen Charakter zu beschreiben, die vier großen Dichter Athens zu kommentiren, nicht allein dem Buchstaben nach, sondern auch im Geist ihrer Werke und im Genius ihrer Zeit“ —: Das ist der Plan des Verfassers, zu dessen Ausführung ihm die umfassendste Kenntniß der poetischen Werte aller Völker, der Kultur- und Weltgeschichte nebst der Gabe zu Gebot stand, die Ergebnisse seines Studiums in geistvoller, poetischer, nie ermüdender Form zum Ausdruck zu bringen. Den Deutschen fehlte bisher ein solches Werk; und ich glaube, der hohen Uebersetzerin kann die deutsche Literatur und die deutsche Wissenschaft dankbar sein, daß sie dieses Werk dem weiteren Kreise der Gebildeten zugänglich gemacht hat. Der erste Band liegt vor, der zweite soll noch in diesem Jahr folgen; sie behandeln die griechischen Dichter. Mögen diese beiden Bände dazu beitragen, bei uns Achtung vor den gewaltigen Dichterverken des Alterthumes, Verständnis für ihre Schönheit, ihren Zusammenhang, ihre Bedeutung und somit Freude an klassischer Bildung zu verbreiten.

Alexander Dunder.





**Fiat iustitia!** Schauspiel in drei Akten. — **Herzog Ulrich von Wirttemberg,** historisches Schauspiel in fünf Akten. — **Coulistenzauber.** Schauspiel in drei Akten. — **Es werde Licht!** Schauspiel in fünf Akten. Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag.

Mit diesen vier Schauspielen wende ich mich zunächst an das lesende Publikum, weil ich ihnen so am Ehesten den Weg zur Bühne zu erschließen hoffe. Was die Bühnenleiter gelegentlich dem Theaterpublikum aufzutischen wagen, davon ist häufig genug in dieser Zeitschrift die Rede gewesen. Und doch spüren sie eifrigst dem Geschmack des Publikums nach und suchen jede Laune des vielköpfigen Ungehauers mit lakonischer Dienstbeflissenheit zu befriedigen. Da bleibt nur ein Schluß, der für das Theaterpublikum und die Bühnenleiter gleich wenig schmeichelhaft ist. Auch an mich sind von dieser Seite her einzelne Aufforderungen ergangen, „diese und jene Härten zu mildern“, Szenen zu ändern, „harmonisch ausklingen zu lassen“ u. s. w. Ich habe solche Ansinnen ohne Bedenken zurückgewiesen, auf die Gefahr hin, daß diese Theaterstücke vom Kassengichtspunkt aus der Bühnen unwürdig befunden werden.

Stettin, im September 1899.

Waldenz Sparagnapane.



**Vor höherer Instanz.** Zwei Dramen von August Strindberg. Unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltete deutsche Originalausgabe. Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag, 1899.

Das den letzten Arbeiten des schwedischen Dichters Gemeinsame ist die Gläubigkeit ihres Verfassers, deren Entstehung er selbst am Schluß der „Legenden“ so formulirt: „Als den Verfasser im Jahre 1894 prinzipiell seine Skepsis verließ, die alles intellektuelle Leben zu verwüsten gedroht hatte, und er sich experimentirend auf den Standpunkt eines Gläubigen zu stellen begann, öffnete sich ihm das neue Seelenleben, das in „Inferno“ und in diesen „Legenden“ geschildert worden ist.“ Dieses neueste Buch ist im letzten Winter in Lund geschrieben worden und schließt sich chronologisch an das Doppel drama „Nach Damaskus“ an, dessen deutsche Ausgabe ich vor Kurzem hier anzeigen konnte; es enthält zwei Dramen, „Abvent“ und „Rausch“, die bei ganz verschiedener Form — das erste ist ein „Mysterium“, das zweite eine „Komoedie“ — die selbe, durch den gemeinsamen Titel „Vor höherer Instanz“ gekennzeichnete Tendenz haben.

Das zweite Drama, „Rausch“, wird in diesem Winter auf einer Reihe deutscher und deutschsprachiger Bühnen gespielt werden.

Emil Schering.



## Stahlpanzer.

Mit einem stählernen Panzer umgiebt sich unsere Industrie gegen die neugierigen Blicke Unbefugter. Das Auge haftet an der blitzenden äußeren Wehr und die Stärke des Panzers wirkt beruhigend auf die Stimmung. Wenige nur kennen den Werdegang vom Roheisen und vom Schrott, den man in die Ofen schiebt, bis zur fertigen Platte und Wenige nur ahnen die unwiderstehlichen Gewalten, die im Inneren wirken. Wenn wirklich einmal Einer die Walzwerke betritt, in denen die mächtigen Panzer entstehen, so sieht er das Wichtigste doch nicht, sondern läßt sich durch Kleinigkeiten ablenken. Da werden, um den Glühspan zu beseitigen, große Heißgüßel auf die Platte geworfen, und wenn sie unter die Walze kommen, giebt jedes Stäbchen seinen Fruchtigkeitsgehalt in einer kleinen Explosion auf, unter der Platte brochen Flammen hervor, glühende Kohlenstückchen fläuben und ein Geknatter, wie Schnellfeuer, ertönt. Der erfahrenere Zuschauer weiß aber, daß Das nur ein niedliches Schauspiel ist und wenig zu thun hat mit den in den Ofen wirkamen Gluthe, die die Stahlmasse garkochen. Eben so pflegt es meistens nur pyrotechnische Spielerei zu sein, was ab und zu der Generaldirektor eines Eisenwerkes vor der Öffentlichkeit zum Besten giebt; die Hauptsachen zeigt er nicht. Warum diese Angst, das Visir zu lästern? Fühlt man sich trotz der Rüstung nicht stark? Beinahe möchte es so scheinen.

Der Berggrath Lobe ist Generaldirektor der Montanunternehmungen Guido's Henschel von Donnerstern, eines der größten deutschen Industriellen, und muß wohl Einiges von der heutigen Konjunktur verstehen. Er hat in einem langen und arbeitsreichen Leben, das ihn stets in engster Verbindung mit der deutschen Industrie hielt, gute und schlechte Perioden der wirtschaftlichen Entwicklung vorüberziehen sehen. Er weiß, daß sich fast all deutschen Eisenhüttenwerke in den letzten Jahren ausgedehnt haben und noch immer ausdehnen und daß Das nichts schadet, so lange der Eisenmarkt — wie heute noch — genügend aufnahmefähig ist. Der enorme Verbrauch von Kohlen und Eisen hat sogar trotz der vermehrten Produktion die Preise mehr und mehr gesteigert und sie haben eine Höhe erreicht, die für Kohlen bisher überhaupt nicht, für Eisen sonst nur während ganz kurzer Perioden erzielt worden ist. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Man mag mit unseren Industriellen hoffen, daß die günstigen Verhältnisse noch recht lange dauern, nur: „Wie anfangs man geirrt, Das findet man am Ende.“ Eine politische Verwickelung, eine Geldkrise, eine Missernte größeren Umfanges können der Anfang vom Ende sein. Vehrreich sind die Geldsätze, die die Ultimoprolongation seit zwei Jahren unseren Börsen diktiert, und daß die Hochfinanz sich gerade in den letzten Monaten ganz vergeblich bemüht hat, Mittel flüssig zu machen und die Ansprüche an den Geldmarkt wirksam zu beschränken. Diese Sätze waren:

1899

1898

Januar . . . . .	5 $\frac{1}{4}$ bis 5 $\frac{3}{8}$ Prozent . . . . .	3 $\frac{3}{4}$ bis 3 $\frac{5}{8}$ Prozent
Februar . . . . .	4 $\frac{3}{4}$ bis 5 „ . . . . .	2 $\frac{5}{8}$ bis 3 „

	1899		1898	
März . . . . .	3 $\frac{1}{2}$ bis 4	„ . . . . .	3 $\frac{1}{2}$ bis 4	„
April . . . . .	4 $\frac{1}{2}$ bis 4 $\frac{1}{4}$	„ . . . . .	4 $\frac{1}{4}$ bis 3 $\frac{7}{8}$	„
Mai . . . . .	4 $\frac{1}{2}$ bis 4 $\frac{1}{4}$	„ . . . . .	3 $\frac{7}{8}$ bis 4 $\frac{1}{2}$	„
Juni . . . . .	5 $\frac{1}{4}$ bis 5 $\frac{1}{4}$	„ . . . . .	5 bis 5 $\frac{1}{4}$	„
Juli . . . . .	4 $\frac{1}{4}$ bis 4	„ . . . . .	4 $\frac{1}{4}$ bis 3 $\frac{2}{8}$	„
August . . . . .	4 $\frac{1}{2}$ bis 5	„ . . . . .	3 $\frac{2}{8}$ bis 3 $\frac{2}{8}$	„
September . . . . .	6 bis 6 $\frac{1}{4}$	„ . . . . .	5 $\frac{1}{8}$ bis 5 $\frac{1}{4}$	„
Oktober . . . . .	5 $\frac{1}{2}$ bis 6 $\frac{1}{2}$	„ . . . . .	4 $\frac{7}{8}$ bis 5 $\frac{1}{8}$	„
November . . . . .	—	„ . . . . .	5 $\frac{3}{4}$ bis 6	„
Dezember . . . . .	—	„ . . . . .	7 $\frac{1}{4}$ bis 7 $\frac{1}{4}$	„

Das Schlimmste droht uns also noch gegen Ende des Jahres. Dabei werden am Arbeitsmarkt, der noch bis vor Kurzem nicht genug Hände zur Verfügung stellen konnte, die ersten Anzeichen einer Verschlechterung der Lage festgestellt; bei den Arbeitnehmern fällt ein stärkerer Andrang auf. Der Mangel an Kohle und Halbzeug nöthigt manche Werke zu Betriebs Einschränkungen, und daß der Kohlenmangel ganz allgemein hemmend und vertheuernd wirkt, habe ich schon früher an dieser Stelle betont. Besonders empfindlich werden solche Dampfbetriebe betroffen, die mit der Konkurrenz von Wasser-, Wind- und Handbetrieben zu rechnen haben, also: Brennereien, Brauereien, Ziegeleien. Strichweise hat der Bedarf im Baugewerbe, in der Cementfabrikation, im Waggonbau nachgelassen. Wir dürfen aber die Preise nicht immer höher treiben; sonst gelingt es den Konkurrenzunternehmungen des Auslandes schließlich, in unsere Absatzgebiete einzufallen. Diese Gefahr ist heute schon zur Thatfache geworden: die österreichischen Eisenwerke, deren Heimatzland in seiner Ausnahmefähigkeit unter den politischen Wirren je länger je mehr leidet, haben begonnen, einen Theil ihrer Produktion nach Deutschland zu lenken. Ernstlich bedroht erscheint ferner der Export der obereschlesischen Eisenindustrie nach Rußland. Zwar nimmt der Eisenbedarf dort noch beständig zu, seit einigen Monaten macht sich aber der Wettbewerb einer großen Anzahl von Eisenhüttenwerken und von Fabriken unangenehm fühlbar, die im Laufe der letzten Jahre neu entstanden und zum Theil noch in weiterem Ausbau begriffen sind. Schon der letzte Geschäftsbericht der „Vereinigten Königs- und Laurahütte“ gab an, daß die russischen Eisenpreise darunter gelitten haben und daß in Folge dessen die Einfuhr von Deutschland nach Rußland nachgelassen hat. Auch bringen die sibirischen Werke mit ihren Fabriken immer weiter nach den bisher dem deutschen Eisen reservierten polnischen Bedarfsgebieten vor. Der Export des obereschlesischen Walzeisens ist ziffermäßig von siebenzehneinhalb Prozent des heimischen Absatzes im Jahre 1897 auf vierzehn Prozent im Jahre 1898 und auf annähernd zwölf Prozent im laufenden Jahre heruntergegangen. Dabei ist in diesem Jahre sogar Gießereierzen aus den Vereinigten Staaten nach Breslau gelangt. Wie vorsichtig die schlesischen Werke das polnische Geschäft handhaben müssen, läßt sich aus dem mißlichen Zustand des Geldmarktes in Warschau schließen. Dort ist der Wechselkredit bis aufs Äußerste eingeschränkt, vierzig Prozent aller ausgestellten Wechsel werden protestirt und der Diskont muß immer weiter erhöht werden. Um so dringender ist es nöthig,

daß die oberschlesischen Werke hohe Rückstellungen vornehmen. Durchgehendes geschieht Das noch nicht. So verfügt eine der bedeutendsten Hüttengesellschaften, die zudem — im Gegensatz zu den anderen großen schlesischen Hütten — keinen eigenen Hochofen besitzt und daher von der Konjunktur des Roheisens abhängig ist, bei einem Aktienkapital von zwanzig Millionen Mark nach dem letzten Geschäftsbericht über einen Reservefonds von nur zweihundertundvierzigtausend Mark und vertheilt bei einem Bruttogewinn von fünfzehneinhalb Prozent eine Dividende von zwölf Prozent! Wie kann diese Gesellschaft hoffen, untoward events zu bestehen? Nur zu begreiflich, wenn ihr Generalgewaltiger — ein genußfreudiger Zünger der Lebenskunst — kürzlich erklärte, die ganze Zukunft des Unternehmens hänge davon ab, daß die Preise der Rohmaterialien keine weiteren Steigerungen erfahren.

Wie freudig klang die Mär, daß der preussische Eisenbahnminister bei den kartellirten Lokomotivfabriken fünf-hundert-drei-und-achtzig Maschinen, bis Ende nächsten Jahres zu liefern, bestellt und, entsprechend den gestiegenen Materialpreisen einen höheren Preis als den der letzten Verbindung bewilligt habe: ja, daß weitere achthundert Lokomotiven im Etat vorgesehen und im nächsten Frühjahr zu vergeben seien. Die Freude war nur kurz; denn es handelte sich um eine plumpe Tendenzlüge. Gewiß hat der Staat Eisenbahnmaterial nöthig, aber seine Aufträge sind viel zu gering, um der großen Zahl der Fabriken Beschäftigung zu geben. Und außerdem ist der Staat ein Racker; wenn er schon mit der Zeit höhere Preise anlegt, so werden sie doch immer rasch von der Marktlage überholt. Selbst ein so loyaler Staatsbürger wie der hochwunder Baare weiß den Bestellungen des Eisenbahnministers nur Das nachzusagen, daß sie den beteiligten Werken „eine feste Basis und eine stabile Preisgestaltung“ gewähren; die gezahlten Preise seien nur mäßig. „Aber dreißig neue Linienschiffe werden gebaut“: so lobpsallirt die Börse. Mag sein! Wenn uns bei diesem schönen Eifer für die elektrische Industrie, für Kleinbahnen, für Kanal- und Schiffbauten und was Alles sonst noch nur nicht eines Tages der Athem ausgeht. Auch der Kredit hat schließlich eine Grenze. Vielleicht hat Fürst Bismarck auch hier — wie so oft — von vorn herein das Richtige getroffen, als er erklärte, er habe immer nur dahin gestrebt, aus der deutschen Flotte eine gute Anstandsflotte zu machen. „Allah weiß es besser“, heißt es am Schluß der Gerichtsurtheile, die im Reiche des — türkischen — Sultans gefällt werden.

Von solcherlei Erwägungen mag sich der Generaldirektor Lobe haben leiten lassen, als er den Panzer etwas bei Seite schob und verkündete, eine der größten deutschen Eisenindustrien befinde sich heute im Kulminationpunkt. Das war keineswegs zu viel gesagt und wurde ihm doch von den Freunden gewaltig verdacht. Ja, man hat mit Recht gesagt, daß es viel leichter ist, der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, als ihr ins Gesicht zu sehen, und heute gilt in Deutschland der Stahlpanzer mehr als der stählerne Charakter. Lynkeus.



## Notizbuch.

**D**aß in Deutschland sich die Deffentlichkeit für den auf der pariser Weltausstellung herannahenden Wettkampf gar nicht interessiert, scheint üble Folgen zu zeitigen. Die spärlichen und zum Theil höchst unerfreulichen Nachrichten über die Art der deutschen Betheiligung muß man französischen und anderen auswärtigen Blättern entnehmen, weil die deutsche Presse sich, eben so wie das Publikum, ganz apathisch und vertrauenselig verhält, ohne auch nur im Mindesten die getroffenen Maßnahmen, so weit sie bekannter und prinzipieller Natur sind, kritisch zu beleuchten, damit etwa mögliche Mängel vermieden werden können. Es ist ganz undenkbar, daß die enormen Fortschritte unseres Volkes ohne Eindruck auf die anderen Nationen bleiben können. Maschinenbau, Hüttenwesen, chemische Industrie und verwandte Zweige werden in ihren thatsächlichen Leistungen von Kennern wohl gewürdigt werden. Auf die Masse wirkt jedoch als entscheidendes Anziehungsmittel die künstlerische Art der Darbietung. In künstlerischer Beziehung werden wir aber selbst durch unsere kleinen Nachbarstaaten beschämt, die in Erkenntniß des großen Zieles persönliche Interessen hintansetzten und diejenigen Künstler zur Mitwirkung bei der Ausgestaltung ihrer Abtheilungen heranzogen, die durch ihren Namen und ihre bisherigen Arbeiten die Gewähr für Eigenart und guten Geschmack boten. Wie unendlich wichtig solches Vorgehen nicht nur für die vielen Industriezweige ist, die mit Architektur und Innenausstattung innig verknüpft sind, sondern auch für das eindrucksvolle Auftreten aller Industrien, ist in Amerika, England und vorzüglich in Frankreich bekannt. Wir werden Wunderdinge an lächeln, geschmackvollen Formen zu sehen bekommen, in denen sich fremde Kunst und Industrie präsentieren. Vergeblich wird unsere solide Fabrikation ihre sauberen und fleißig gearbeiteten Produkte den ausländischen Erzeugnissen gegenüberstellen. Es giebt in der ganzen Welt keine solidere Tischlerarbeit als in Deutschland und speziell in Berlin. Unsere Kunstschlosser beherrschen ihr Material vorzüglich; und so ist's auch in anderen Gewerbezeigen. Doch Alles wird vergeblich bleiben. Die elegante, eindrucksvolle und künstlerische Art der Darbietung fremder — oft minderwerthiger — Arbeit wird das Publikum und die Besteller trotzdem der deutschen Arbeit entfremden. Auf mindestens weitere zehn Jahre ist dadurch für die deutsche Fabrikation der Absatz besserer Waaren auf dem Weltmarkt unendlich erschwert. Was Das bedeutet, wissen die betheiligten Industrien nur zu gut. Nun sollte man annehmen, daß wenigstens das Repräsentationshaus des Deutschen Reiches eine künstlerische That sein werde. Der Lächligste im Reich wäre für solche Aufgabe gerade gut genug gewesen. Sie wird von einem biederen Postarchitekten gelöst, der die deutsche Kunst gegenüber den geistvollsten Werken der ausländischen Baukünstler im Wettkampf vertreten soll. Selbst wenn man die traurigen Ergebnisse postaltischer Baukunst im Lande mit Schmerz in der Erinnerung nachrief, konnte man von dem hier gezeigten Modell des „Deutschen Hauses“ nichts Schlimmeres erwarten, als es bietet. Hieran wird jedoch nichts mehr geändert werden können, da die für die baulichen Arbeiten des Reiches „vom Reich besoldeten“ Angestellten des Reichskommissars jedenfalls schon ihre Verträge haben. Höchst befremdlich muß es jedoch erscheinen, wenn diese besoldeten Angestellten, die in alle Pläne und Abmachungen eingeweiht sind, für sich noch nebenbei aus ihren Stellungen finanzielle Vortheile dadurch ziehen, daß

sie einzelnen kapitalkräftigen Ausstellern ihre künstlerische Hilfe bei deren meist auffällig großen Ausstellungsobjekten angedeihen lassen. Man betrachte nur die Arrangements der berliner Parfümerie-Fabrikanten und der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, deren Ausgestaltung Professor Hoffacker übernahm, ferner der Reichsdruckerei, die vom Regierung-Baumeister Radke bedient wird. Es fällt selbst dem naivsten Steuerzahler schwer, in Situationen, wie sie aus einem solchen Verhältnis der angestellten Beamten entstehen müssen, an die unparteiische Regelung von Streitfragen mit Konkurrenzfirmen zu glauben. Selbst wenn die formale Entscheidung bei dem Reichskommissar liegt, so weiß man doch zur Genüge, daß der von persönlichen Interessen diktierte Bericht eines Angestellten anders lautet als ein gänzlich unparteiischer. Ein Beispiel: die Reichsdruckerei erhält einen ausgiebigen Raum für sich allein, während tüchtige Firmen im Lande, die sich sauer werden lassen und tatsächlich unsere Buchdruckerarbeiten mit großen Kosten auf ein besseres Niveau zu heben versuchen, auf ungenügenden Raum sich zusammendrängen lassen müssen. Wenn man die Leistungen der Reichsdruckerei kritisch betrachtet, so kann man die Bevorzugung nicht für gerechtfertigt halten. Die Arbeiten sind zwar eben so korrekt und sauber, wie andere gute Firmen sie machen, aber — mit wenigen Ausnahmen — so unkünstlerisch, daß man das Gesamtniveau der Leistungen leider als höchst mittelmäßig bezeichnen muß, trotz den grandiosen Hilfsquellen, die das Institut hat. Ob der Reichskommissar das Vorgehen seiner Gehilfen in diesen Dingen gutheißt? Das entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis. Wir werden dieses Thema nicht aus dem Auge lassen und gelegentlich den Erfolg des bisherigen Systemes noch heller beleuchten.

Von der magdeburger Strafkammer war vor Monaten bekanntlich der sozialdemokratische Redakteur Müller zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden, weil er — in einer läppischen Notiz — den Kaiser und einen kleinen Prinzen beleidigt haben sollte. Die ungeheure Härte der Strafe machte Aufsehen. Aber die bourgeoise Presse war allzu sehr mit dem Martyrium des Herrn Dreyfus beschäftigt, um für solche Kleinigkeiten Raum zu haben. Bei uns zu Lande ist ja Alles so gut und schön. Wozu schelten? Herr Müller trat im August seine Strafe an. Er hatte behauptet, er habe die Straftat gar nicht begangen, sei auch an dem Tage, wo die verhängnisvolle Notiz erschien, aus dem Dienst beurlaubt, also nicht verantwortlicher Redakteur gewesen. Der Gerichtshof hatte dieser Behauptung den Glauben versagt. Jetzt ist sie bewiesen worden. Der sozialdemokratische Redakteur und Reichstagsabgeordnete Albert Schmidt hat, unter Verzicht auf seine Immunität, sich als Thäter gemeldet

und ist, wie hier schon erzählt wurde, zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden. Er konnte nun noch versuchen, vom Reichsgericht die Aufhebung dieses Urtheils zu erlangen. Die Aussicht war gering, aber sie war immerhin vorhanden. Herr Albert Schmidt hat auf die Revision verzichtet, um seinen Genossen Müller nicht länger Gefängnis schmachten zu lassen. Die Strafvollstreckung gegen Müller ist einstweilen ausgesetzt worden und er wird in dem neuen Verfahren voraussichtlich freigesprochen werden. Wer auch nur eine Ahnung davon hat, was eine Freiheitsstrafe von langer Dauer bedeutet und welche psychische, körperliche und wirtschaftliche Schädigungen sie sich bringt, Der wird, und wäre er ein Todfeind der sozialdemokratischen Agitation, nicht vor der Erklärung zurückschauern, daß Herr Albert Schmidt wie ein Held

handelt hat, — oder, wenn dieses Wort allzu sehr nach Romantik riecht, wie ein ehrlicher, tüchtiger, tapferer Mensch. Wie ganz anders steht dieser Mann vor unserem Blick als die Maulhelden des Dreyfusschwindels, als die nach Applaus lästernen Literaten, die ihren alternden Ruhm mit ein paar frischen Vorberblättern aufzuputzen suchten und, ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen, für die heilige Sache der Menschlichkeit vom sicheren Post aus Neben hielten und Artikel schrieben! Alle möglichen Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat man schon durchprobt und die unmöglichen mindestens empfohlen. Vielleicht entschließt man sich endlich einmal zu dem Rath an die bürgerlichen Parteien, es der „Notte“ nachzumachen, an Mätyrermuth ihr ähnlich zu werden. So lange nur in der Sozialdemokratie die Schmidts zu finden sind, wird keinem Versuch, dieser Partei die Massen zu entfremden, Erfolg beschieden sein . . . Siebt es übrigens in Preußen keinen klugen Minister mehr, der sich auf die Beine machte und dem König sagte, daß kaum jemals ein Beurtheiler der Vergnabigung würdiger war als Herr Albert Schmidt? Ein solcher Minister würde dem Monarchen und der Monarchie einen großen Dienst erweisen.

Gewöhnlich sind es die Lohnarbeiter und die Anhänger oppositioneller Parteien, die unter den Wunderlichkeiten unserer Strafjustiz zu leiden haben. In dem Prozeß der Harmlosen war die selbst nach Meinung des gewiß nicht für die Angeklagten voreingenommenen „Vorwärts“ ungerechtfertigte Unterjuchunghaft über einem Stand Angehörige verhängt worden, der höchstens manchmal durch eine Ungeschicklichkeit der Regierung auf einige Wochen in Oppositionstellung geräth, und vor dem ganzen Lande, ja, vor der ganzen Welt sind unsere adeligen Offiziere blosgestellt worden, die man, da sie den beiden im Staate am Höchsten geschätzten Ständen zugleich angehören, die Staatserhaltenden im Quadrat nennen könnte. Wenn von jenen Kreisen jetzt auf eine Justizreform gebrängt würde, so könnte Das mehr fruchten, als die „Untern neuen Kurs“-Listen des „Vorwärts“. Das Eine der beiden Grundübel — das Andere ist die Klassenjustiz ohne Anerkennung des Klassenunterschiedes durch die Verfassung — besteht darin, daß die ursprüngliche, allein vernünftige Bedeutung des Strafprozesses in Vergessenheit gerathen ist. In Rom, wie in Germanien, war der Strafprozeß, abgesehen von den schwersten gegen die Gemeinschaft gerichteten Delikten, ursprünglich nur ein besonderer Fall des Civilverfahrens. Wenn in Rom der Lucius Titius den Aulus Ugerius bestahl, so kontrahirte er dadurch eine obligatio ex delicto; und die actio des Aulus Ugerius hatte den Zweck, seine auf diese obligatio des Anderen begründete Forderung einzutreiben. Und wenn sich in Deutschland der nächste Verwandte des Ermordeten mit der vom Mörder gezahlten compositio zufrieden erklärte, so hatte der Richter, wie zum letzten Mal anno 1632 in Basel anerkannt worden ist, nichts mehr zu sagen. Die neuere Auffassung, wonach der Staat ungerufen einschreiten und jedes Unrecht strafen soll, um die verlegte Rechtsordnung wiederherzustellen, nimmt sich ja sehr viel erhabener aus, aber um die Verwirklichung der erhabenen Idee ist es so kläglich bestellt, daß man sich endlich einmal auf den ursprünglichen, allein vernünftigen und dabei erreichbaren Zweck der Strafjustiz besinnen sollte. Nach dieser gesunden Auffassung heißt es: wo kein Kläger, da kein Richter, und wo kein Geschädigter vorhanden ist, der klagt, da kann es keinen Prozeß geben. Heute werden unzählige Strafprozesse geführt in Fällen, wo kein Mensch geschädigt worden ist und kein Mensch sich beklagt hat. Die blinde Göt-

tin glaubt, ihrer eingebildeten Pflicht, alles Unrecht zu sühnen, das auf Erden geschieht, nicht anders genügen zu können als dadurch, daß sie so viele Angeklagte wie möglich zur Strecke bringt; auch ist das natürliche Verfahren geradezu auf den Kopf gestellt. Wenn eine Straftat geschehen ist, hat die Polizei den Thäter, der nicht auf handhafter That ergriffen worden ist, zu suchen und die Justiz hat ihn abzuurtheilen. Heute wird sehr häufig nicht zu einer notorisch verübten Handlung der Thäter, sondern zu einem Angeklagten das Delikt gesucht. Irgendwo ist Irgendwas vorgegangen, wobei vielleicht eins unserer zahlreichen Gesetze verletzt worden sein kann: ein Strife, eine Volksversammlung, ein Spielabend. Da nimmt die Polizei ein paar Beteiligte am Kragen und sie, der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt quälen sich ab, ein Vergehen oder Verbrechen aus ihnen heraus oder in sie hinein zu inquiriren. Sollte im vorliegenden Fall nicht die leidenschaftliche Liebe der Justiz zur Rechtsordnung, sondern ein gewisser höherer Auftrag den Skandal verursacht haben, so ist für diesen Fall in der Presse schon ganz richtig bemerkt worden, daß die Justiz keine Erziehungsanstalt ist und daß Skandalprozesse noch niemals die Sittlichkeit gebessert haben. Was sonst noch über diesen langwierigen, kostspieligen und ergebnislosen Prozeß zu sagen ist, soll später hier gesagt werden.

Von den Harmlosen zu den Hermokopiden ist ein weiter Weg, fast so weit wie der von Sedan nach Mantinea. Und doch konnte sich den Bewohnern des Deutschen Reiches die Erinnerung an die mit den beiden Namen zusammenhängenden Prozesse in der selben Woche ausdrängen. Kaum hatten sie sich über die Harmlosen einigermaßen beruhigt, da kam aus Berlin die Kunde, in der Puppenallee, die man auch die Neue Markgrafenstraße, seien einigen marmornen Bankhaltern die Rafen, die Finger, die Stäbe abgeschlagen worden. Eine überaus herrliche Entzündung flammte in der Presse auf, unzählige Leitartikel wurden geschrieben und leider gedruckt und der Bubenstreich wurde mit einem feierlichen Eifer behandelt, als wäre er die erste Noheit in einer sonst höchst gesitteten Welt und als kämen nicht manchmal auch Rechtsbeugungen, Schändungen kleiner Kinder und ähnliche Dinge vor, über die dann gar nicht oder doch nur sehr flüchtig geredet wird. Seltsam, daß von den Kulturleitartikelfschreibern und Bandalenseuilletonisten kein Einziger bisher an den Hermokopidenprozeß gedacht hat, der Athen Jahre lang in Aufregung erhielt und dem Klub der harmlosen Oligarchen den Vorwand zum Umsturz der solonischen Verfassung und zur Verdächtigung der Demokratie bot! Die Buben, die in der Raumnacht des Jahres 415 vor Christi Geburt die athenischen Marmorhermen verstümmelt hatten, waren vielleicht nur ganz harmlos bekneipt und ahnten gar nicht, was sie anrichteten, was sie dem Staat und dem Alkibiades anthaten. Werden wir einen ähnlichen Prozeß mit ähnlichen Folgen erleben, weil Betrunkene in der Puppenallee ihren Rausch ausgetobt haben? Oder müssen wir mehr an Byzanz als an Athen denken? Ach, der unbetrüffeliche, leicht zu reparirende Dummejungenstreich wäre kaum erwähnt worden, wenn die Denkmäler der Neuen Markgrafenstraße nicht ein Werk des Kaisers wären, dem man bei dieser Gelegenheit wieder einmal die gute, loyale Gesinnung zeigen wollte, von der Berlins Bewohner und Preßleute besesselt sind. Wir Anderen, die solche Paradoilette nicht gern tragen, werden den nichtsnutzigen Streich zwar bedauern, uns aber bald mit der Bewußtheit trösten, daß er wenigstens nicht Kunstwerke von irgend welcher Bedeutung geschädigt hat.